

Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **ZS : Zürcher Studierendenzzeitung**

Band (Jahr): **94 (2015)**

Heft 6

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

111 166: Nr. 6 (2015)

ZS

Zürcher Studierendenzeitung

27.11.2015

#6/15



AZB
8001 Zürich
Post CH AG

Herr der Hirne

Mit Dr. Regli im Spital



Margrit Meyer Kälin
Zentralbibliothek Zürich
Tausch- und Geschenkstelle
Zähringerplatz 6
8001 Zürich

0000210 /

Prof oder Politiker?

Daniel Jositsch

im Interview

Poesie im Netz

Was nach dem

Buch kommt

Polyball

Reaktionär

oder Retro?

Winter- reden

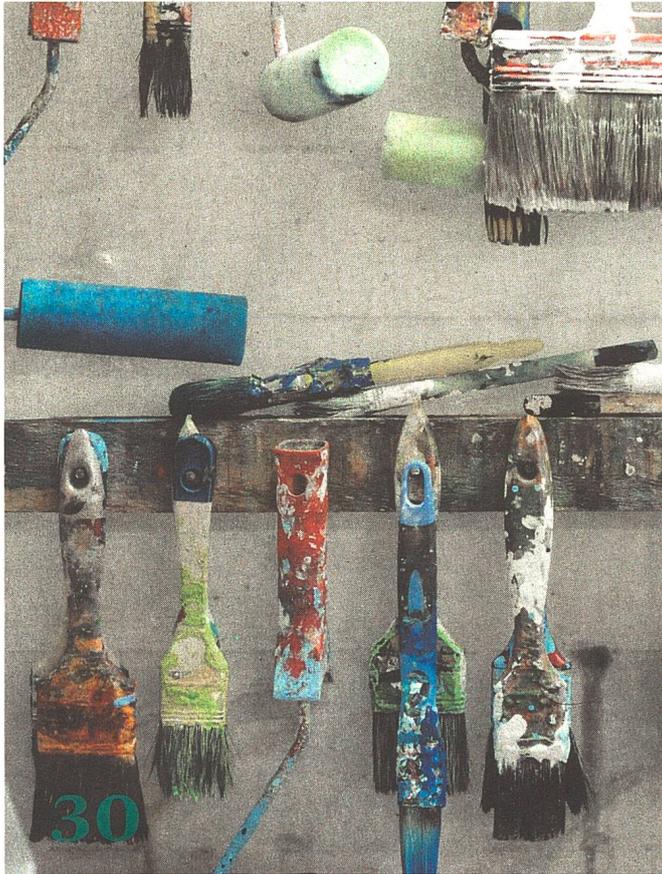
**Karl, lass
hören!**



- Di 05. Januar** **Karl Surprise**, Winterredner
Mi 06. Januar **Pedro Lenz**, Schriftsteller
Do 07. Januar **Khalid Ahmed**, Autonome Schule Zürich
Fr 08. Januar **Lara Stoll**, Slam-Poetin, Filmmacherin
Di 12. Januar **Richard Wolff**, Stadtrat Zürich (AL), Vorsteher Polizeidepartement
Mi 13. Januar **Markus Mahlmann**, Professor der Rechte, Universität Zürich
Do 14. Januar **Markus Spillmann**, Journalist
Fr 15. Januar **Christina Hug**, Gemeinderätin Zürich (Grüne)
Di 19. Januar **Judith Giovannelli-Blocher**, Sozialarbeiterin und Buchautorin
Mi 20. Januar **Kurt Pelda**, Kriegsreporter und Journalist
Do 21. Januar **Susanne Hochuli**, Regierungsrätin Kanton Aargau (Grüne)
Fr 22. Januar **Marc Spescha**, Anwalt und Spezialist für Migrationsrecht
Di 26. Januar **Franziska Barmettler**, Co-Geschäftsführerin und Leiterin
Politik bei swisscleantech
Mi 27. Januar **Thomas Kleiber**, Meteorologe SRF
Do 28. Januar **Res Strehle**, Chefredaktor Tages-Anzeiger
Fr 29. Januar **Regula Stämpfli**, Politologin

Januar 2016
Dienstag-Freitag jeweils 18 Uhr
Grossmünsterplatz

Karl der Grosse
Kirchgasse 14
8001 Zürich
www.kalldergrosse.ch



6 Der Ständeratsprofessor
Zwischen Vorlesung und Wandelhalle.
Bringt Daniel Jositsch alles unter
einen Hut?

9 Master of Couch Potato
Massive Open Online Courses: Studie-
ren wir bald nur noch aus der Ferne?

10 Krieg der Stände
Der Stand der Privatdozierenden soll
abgeschafft werden. Dorothee Ripp-
mann wehrt sich.

14—22 Die Ärzte
Sie haben keine Zeit für Party oder
Familie. Dafür retten sie Leben rund
um die Uhr.

28—29 Poesie ohne Papier
Im Internet tummeln sich zwischen
dem digitalen Müll künstlerische
Perlen. Wer dichtet da und wieso?

5 Impressum 5 Editorial
8 Sexuelle Belästigung 8 Hochschul-
quartier 11 Lädelistenben 12 Truog
erklärt die Welt 12 Public Relations
13 Senf 23 UniMenschen 24—25 1001
Nacht 26 Fahr zur Hölle! 26—27 Kul-
turspalten 30 Polyball

nanni moretti
domenico procacci
rai cinema
presentano

margherita buy
john turturro
giulia lazzarini
nanni moretti

MIA MADRE

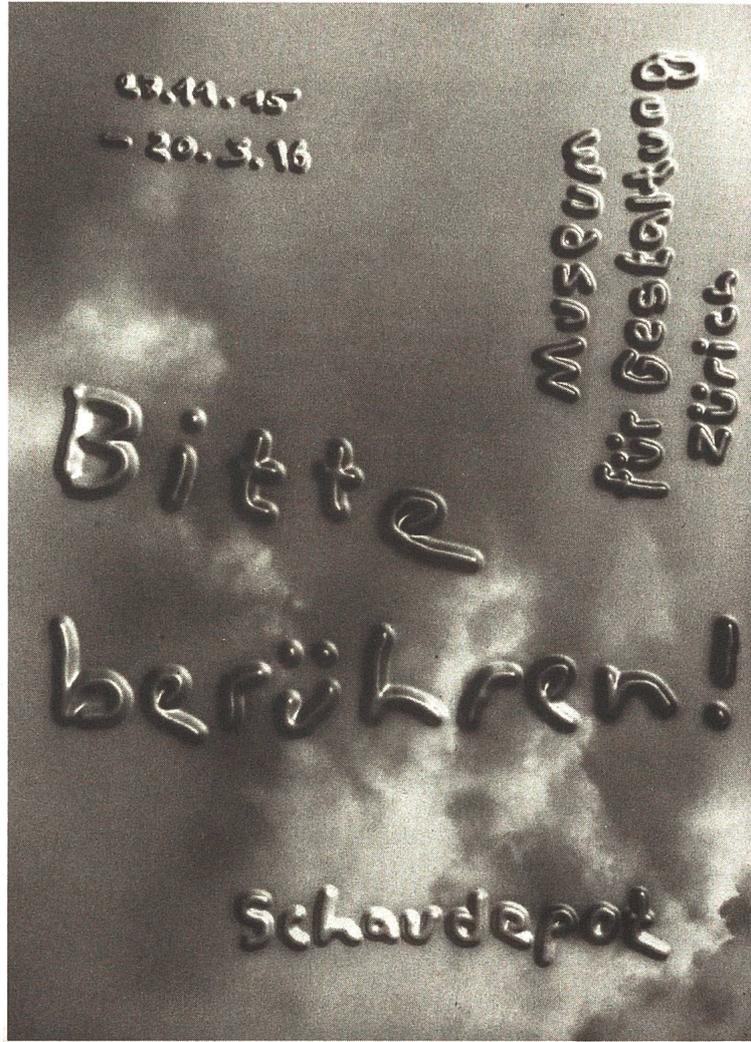
ein film von nanni moretti

FRENETIC
FILMS

AB 27. DEZEMBER
IM KINO



FESTIVAL DE CANNES
SÉLECTION OFFICIELLE
COMPÉTITION



SonntagsZeit

Einfach mal das Gehirn füttern.

10 Wochen lesen für nur CHF 20.-
sonntagszeitung.ch/studi

Alles was Sie über Politik, Wirtschaft
und Kultur wissen müssen.



Zürcher Studierendenzzeitung
93. Jahrgang
Ausgabe # 6 / 15
www.zs-online.ch

Verlag
Medienverein ZS
Rämistrasse 62, 8001 Zürich
Spendenkonto:
IBAN: CH32 0070 0110 0030 6727 2

Geschäftsleitung
Sonja Schmidli
redaktion@medienverein.ch

Inserate
Zentralstelle der Studentenschaft der Universität Zürich, Campusbüro, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
044 634 25 59
info@campusbuero.ch

Inserateschluss # 1 / 16: 15.2.2016

Druck
Merkur Druck AG
Gaswerkstrasse 56, 4901 Langenthal

Auflage
32'500 (WEMF 2013), 35'000 (Druckauflage)
Die ZS – Zürcher Studierendenzzeitung erscheint 6-mal jährlich und wird an alle Studierenden der Universität Zürich sowie an einen Teil der ETH-Studierenden verschickt. Nachdruck von Texten und Bildern ist nur nach Absprache mit der Redaktion möglich. Die ZS wird von Studierenden produziert, sie ist von der Uni unabhängig und finanziert sich fast ausschliesslich durch Inserate.

Redaktionsadresse
Medienverein ZS, Rämistrasse 62, 8001 Zürich
redaktion@medienverein.ch
Redaktionsschluss # 1 / 16: 14.2.2016

Redaktion
Laura Cassani, Severin Frohofer,
Nina Kunz, Michael Kuratli,
Juliana Maric [jum], Andreas Rizzi,
Simon Truog [tru], Dominique Zeier

redaktion@medienverein.ch

Layout
Melanie Jost, Laura Vuille

Mitarbeit
Oliver Camenzind, Frederik von Gerlach,
Reto Heimann, Annik Hosmann [ann],
Michelle Huber, Basil Noser [ban],
Dario Spilimbergo, Pascal Thommen,
Naomi Toren, Roman Ziegls

Bilder und Illustrationen
Tamara Aepli, Sina Jenny, Max Lederer,
Eike von Lindern, Wongwannawat

Lektorat
Sandra Ujpétery (www.auftragkillerin.ch)

Produktionssong # 6/15
Die Ärzte – Junge



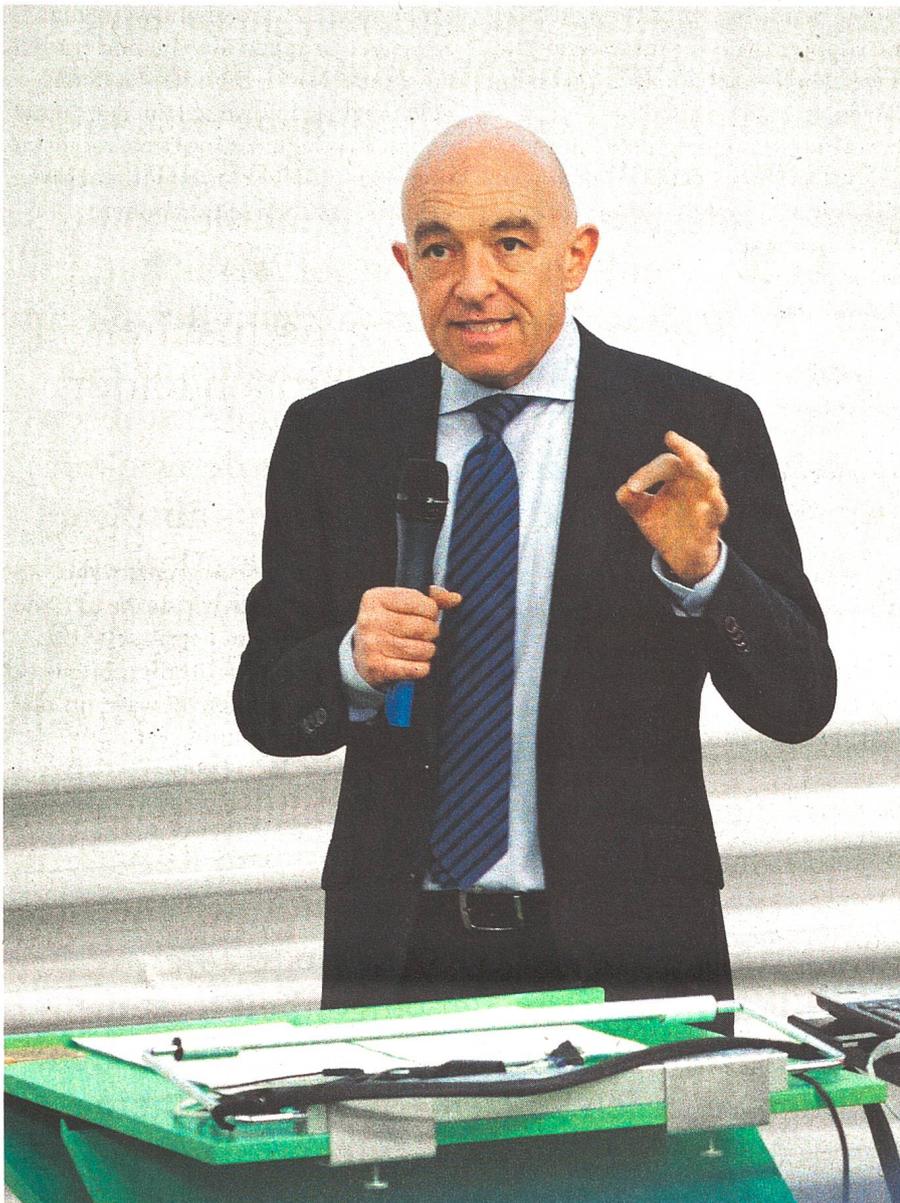
Loslassen — Weil die Zukunft unsicher ist, wird gerne ein krass vereinfachtes Bild von ihr gezeichnet. Entweder ist sie eine vollkommene Welt, in der Tumore und Alzheimer geheilt werden können (ab Seite 20) – oder aber bedrohlich, gefährdet und aussichtslos. Wer letztere Vision vor Augen hat, seufzt, dass früher alles besser war: zum Beispiel im Akademiebetrieb. Damals, als noch Kalter Krieg und Lateinpflcht herrschten, waren die Studierenden politisch (Seite 6 und 11), bald werden sie mit Onlinekursen das Studium vom Bett aus absolvieren können (Seite 8). Das ist der Tod der Akademie, befürchten die Anhängerinnen und Anhänger der alten Schule.

Beklagt wird auch die verlorene Hochkultur. Kein Goethe, nur noch Girl-Bands! Keine Ich-Erzähler, nur noch Ego-Shooter! Dabei entsteht im Netz eine neue Generation von Künstlerinnen und Künstlern, die beweisen, dass Literatur nicht nur zwischen den Deckeln von Reclam-Heften lebt (Seite 28).

Das Klammern an die Vergangenheit tötet die Kreativität. Das gilt auch für die ZS – und für mich. Ab Januar werde ich Vollzeit arbeiten und meine Masterarbeit schreiben. Das bedeutet, dass ich das Amt der Redaktionsleiterin weitergeben und als «gewöhnliche» Redakteurin weiterschreiben werde. Am liebsten würde ich bis zur Pension «Chef» bleiben – aber zu viel Routine ergibt langweilige Texte. Und eine Zukunft mit langweiligen Texten ist keine, die ich mir wünsche. Darum: Danke für die besten zwei Jahre meines Lebens und danke im Voraus für das Unterdrücken jeglicher Melancholie. Die Zukunft wird schön.

Nina Kunz, Redaktionsleiterin





Daniel Jositsch wagt den Spagat zwischen Politik und Wissenschaft.

«Ich bin Idealist»

Daniel Jositsch ist Professor für Strafrecht an der Universität Zürich und neu gewählter Ständerat. Wen schicken wir da nach Bern?

Dario Spilimbergo und Michelle Huber (Text)

Herzliche Gratulation zu Ihrer Wahl. Als Politiker und Professor haben Sie ein enormes Arbeitspensum. Wie managen Sie Ihre Zeit – schlafen Sie überhaupt noch?

Ja, das tue ich. Aber ich muss gut planen und Prioritäten setzen. Bei so einem Pensum man muss bereit sein, viel Freizeit zu opfern.

Was ist Ihre Priorität, Uni oder Politik?

Ich bin ein Professor. Das ist mein Hauptberuf und wird es auch bleiben. Das bedeutet, dass ich als Miliz-Politiker auf gewisse Dinge verzichte und weniger aktiv sein kann als Amtskollegen.

Wie beeinflusst Ihr politisches Engagement Ihre Arbeit an der Uni?

Ich versuche, die Sphären thematisch miteinander zu verbinden. So habe ich beispielsweise an der neuen Jugendstrafprozessordnung mitgewirkt und konnte dann in der entsprechenden Vorlesung Bezug nehmen auf meine Arbeit im Parlament und in der Rechtskommission.

Wie haben die Studierenden auf Ihre Kandidatur reagiert?

Es gab keine Reaktionen. Ich hatte auch keine erwartet und mir sogar erhofft, dass keine kommen. Ich wollte den Wahlkampf und die Tätigkeit an der Uni nicht miteinander vermischen.

Haben Sie sich während des Wahlkampfs Gedanken darüber gemacht, ob Ihre Studierenden Sie oder Herrn Vogt wählen würden?

Nein, diese Gedanken habe ich mir nicht gemacht. Wir haben beide in keiner Art Wahlkampf an der Uni gemacht – mit Ausnahme einer Veranstaltung, welche die Jus-Studierenden organisiert haben.

Also war es Ihnen nicht wichtig, die Stimmen Ihrer Studierenden zu gewinnen?

Doch, schon. Aber ich glaube nicht, dass es zulässig ist, als Professor in der Vorlesung Wahlkampf zu machen.

Wie ist Ihre persönliche Beziehung zu Herrn Vogt?

Wir respektieren uns gegenseitig. Wir hatten von den Fachbereichen her nie besonders viel miteinander zu tun, aber ich schätze ihn. Die Auseinandersetzungen in der Politik sind sachlicher, nicht persönlicher Natur.

Was kommt Ihnen als Erstes in den Sinn, wenn Sie an Ihre Studienzeit an der HSG zurückdenken?

Dass es eine sehr tolle Zeit war. Das Interesse am Fach war gross, und alles neben dem Studium konnte ich unbeschwert geniessen.

Warum wollten Sie Jus studieren?

Weil mich die Themen Gerechtigkeit und Strafrecht interessierten. Ich fragte mich, was Leute dazu bringt, Verbrechen zu begehen, und wie die Gesellschaft damit umgehen soll. Das Recht schützt vor allem die Schwachen, die Starken können sich auch ohne Recht durchsetzen. Insofern habe ich das Recht immer als ein wichtiges Instrument empfunden, um in einer Gesellschaft Frieden zu gewährleisten. Heute hat sich mein Fokus etwas verschoben. Ich beschäftige mich im politischen Bereich mit der rechtspolitischen Frage, wohin wir uns im Strafrecht bewegen. Das ist ein Thema, das mich mit Sorge erfüllt. Vor allem, wenn ich sehe, dass an Grundfesten des Rechtsstaats gerüttelt wird.

Beispielsweise mit der Initiative «Landesrecht vor Völkerrecht» von Herrn Vogt?

Ja, das ist gewissermassen die Spitze des Eisberges. Ich empfinde diese Initiative als ausserordentlich gefährlich und schädlich, weil sie Dinge in Frage stellt, die bisher nie in Frage gestellt worden sind.

Waren Sie bereits während dem Studium politisch aktiv?

Ja, ich war Vizepräsident der Studentenschaft an der HSG und im Studierendenparlament.

«Professor ist mein Hauptberuf und wird es auch bleiben.»

Sind die Studierenden heute weniger politisch als früher?

Ich nehme sie als weniger politisch war. Aber das ist meine subjektive Sicht. Ich hatte immer das Gefühl, das liege an der Zeit, in der ich studiert habe. Das war während des Kalten Krieges und die Politik hatte im alltäglichen Leben noch mehr Bedeutung.

Wenn Sie heute Student wären, bei welcher Gruppierung oder für welche Themen würden Sie sich an der Universität einsetzen?

Ich hatte mit Gruppen Kontakt, die im Februar 2014 aufgrund der Masseneinwanderungsinitiative gegründet worden sind.

Das wäre sicher ein Moment gewesen, der in mir das Bedürfnis geweckt hätte, politisch aktiv zu werden.

Beschreiben Sie sich selbst in drei Worten.

Engagiert, ausdauernd und jemand, der immer noch Idealist ist.

Beschreiben Sie Vogt in drei Worten.

In drei Worten? Nationalkonservativ, ein sympathischer Mensch, politisch leider am falschen Ort.

Auf was sind Sie stolz?

Am meisten auf meinen Sohn.

Was war als Kind Ihr Berufswunsch?

Rechtsanwalt, seit ich 12 bin.

Haben Sie einen Lieblingsfilm?

Ja, natürlich. Einen Lieblingsfilm für Juristen: Die zwölf Geschworenen.

Welche bekannte Persönlichkeit wären Sie gerne?

Da müsste ich jetzt lügen, wenn ich jemanden ausser mir selbst nennen würde. Ich bin gerne mich selbst. Besonders, weil

ich jetzt ein neues Amt habe. Es wäre schade, wenn ich jemand anderes wäre, dann könnte ich das ja gar nicht ausüben.

Welche Superkraft

hätten Sie gerne?

Ich hätte gerne die Kraft, die Zeit zurückzudrehen.

Beschreiben Sie Ihre Wunschuniversität.

Aus Sicht des Professors gibt es eigentlich nicht viel zu kritisieren an der Universität Zürich. Ausser, dass es schade ist, dass es so viele Studierende in einer Vor-

lesung sind. Es wäre schön, wenn man in Dreissiger-Gruppen die Themen erarbeiten könnte. Mit vierhundert Leuten ist es nicht möglich, individuell mit den Studierenden zu arbeiten. Eine Grossveranstaltung ist natürlich sehr monothematisch. Aber das lässt sich schwer ändern.

«Vogt ist ein sympathischer Mensch, aber politisch leider am falschen Ort.»

Also würden Sie eine Begrenzung ausländischer Studierender, wie sie die ETH momentan thematisiert, begrüssen?

Nein. Ich würde die Studierendenzahl nicht begrenzen wollen. Es wäre optimal, wenn wir das Betreuungsverhältnis verbessern, sprich den Lehrkörper vergrössern könnten. ◊

Zur Person: Daniel Jositsch, geboren 1965, besuchte die Kantonsschule Stadelhofen in Zürich und studierte anschliessend Recht an der HSG. Zu Beginn der 90er Jahre leitete er die Schweizer Handelskammer in Kolumbien. Seit 2004 ist er Strafrechtsprofessor an der Universität Zürich. 2007 wählte ihn das Zürcher Stimmvolk in den Nationalrat, vor wenigen Wochen mit über 182'000 Stimmen in den Ständerat. Der SP-Politiker ist geschieden und hat einen Sohn.

Werbung statt Diskussion

An der Informationsveranstaltung über das neue Hochschulgebiet hatten kritische Fragen keinen Platz.

Laura Cassani

Der Vortragssaal des Kunsthause quoll über an jenem Montagabend Ende Oktober. Der Zürcher Regierungsrat hatte zum «Forum» über die «bauliche Weiterentwicklung» des Hochschulgebiets eingeladen. Viele Interessierte kamen. Rund um Universität, ETH und Universitätsspital soll in den nächsten Jahrzehnten der «Wissens- und Gesundheitscluster» weiterentwickelt werden. Der Plan ist, dass die drei Institutionen nicht «auf der grünen Wiese» – in Dübendorf zum Beispiel –, sondern im Stadtzentrum expandieren. Dafür soll viel Neues gebaut und viel Altes, Denkmalgeschütztes abgerissen werden. Als das Projekt im Herbst 2014 öffentlich vorgestellt wurde, hagelte es Kritik: Der Masterplan habe keine städtebauliche Vision, sei ein Moloch und nehme keine Rücksicht auf die Bedürfnisse der Bewohnerinnen und Bewohner des Quartiers.

Deshalb luden die Verantwortlichen zum Gespräch ein. «Kritische Fragen» waren laut Einladung erwünscht. Zuerst wurde aber vor allem Werbung gemacht. Mit einem Animationsfilm zum Projekt: Er zeigte das schmucke Zürich, das durch weitere städtebauliche Akzente noch hübscher gemacht wird. Dann ein weite-

rer Werbespot: Der Gründer eines Start-ups zeigte, wie seine Rehabilitations-Roboter Mädchen helfen können, die nach Unfällen wieder gehen lernen müssen. Das Publikum sollte offenbar denken: Das arme Kind kann nur gerettet werden, wenn der Masterplan umgesetzt wird.

Dann befragte eine Moderatorin eine Stunde lang die sechs Podiumsteilnehmer, fast alles grauhaarige Männer: der Vorsteher der Baudirektion, der Rektor der Uni Zürich, der designierte ETH-Vizepräsident, ein Stadtrat, der Präsident des Unispitalrats und ein Gemeinderat. Als Einziger kritisierte der grüne Gemeinderat die Pläne – und störte den Lobgesang nur am Rande. Und dann, endlich, durfte das Publikum Fragen stellen. Als die Fragen zu brisant wurden, waren die zwei Stunden auch schon vorbei. Schluss, aus, Frust, belegte Brötchen für alle.

Der Apéro im Anschluss an die Veranstaltung konnte nicht darüber hinwegtäuschen: Anstatt einer Diskussion auf Augenhöhe mit den so zahlreich Anwesenden fand ein Schaulaufen der Befürworter statt. Ob dies der richtige Ansatz ist, um eines der grössten Bauprojekte in der Geschichte Zürichs erfolgreich umzusetzen, ist fraglich. ♦

Bitte melden

Die Anlaufstelle für sexuelle Belästigung nimmt Betroffene ernst.

Naomi Toren

Eine Studentin an einer führenden US-amerikanischen Uni lief tagtäglich mit einer Matratze unter dem Arm über den Campus. Auf diese Weise protestierte sie dagegen, dass die Uni ihre Vergewaltigungsvorwürfe offenbar nicht ernst genug genommen hatte. An der Uni Zürich will man diesen Vorwurf nicht riskieren. Für die Untersuchung aller Fälle ist die Strafrechtsprofessorin Brigitte Tag zuständig. Betroffene können sich auch an Studierende in der Gleichstellungskommission des VSUZH wenden. Sie geben Tipps und können an die richtigen Stellen weiterleiten.

Unter «sexuelle Belästigung» fallen alle Handlungen mit sexuellem Bezug, die von einer Seite unerwünscht sind oder die eine Person aufgrund ihres Geschlechts herabwürdigen. An der Uni Zürich kommen laut Tag Stalking und sexuelle Belästigung am häufigsten vor. Diese Fälle finden meist zwischen ehemaligen Partnerinnen und Partnern und unter Mitarbeitenden statt. Sie betont, dass Betroffene schon bei einem «unguten Gefühl» die Anlaufstelle aufsuchen sollten: «Nichtstun und Abwarten können als stillschweigendes Akzeptieren aufgefasst werden. Das kann weitere Belästigungen nach sich ziehen.» Die Anonymität der Ratsuchenden werde gewahrt.

Der Universität stehen verschiedene Massnahmen zur Verfügung, um gegen Belästigung vorzugehen: Exmatrikulation, Arbeitsverweis, Einbezug des Sicherheitsdienstes auf dem Unicampus – aber auch eine Zusammenarbeit mit der Polizei und strafrechtliche Massnahmen. ♦

Weitere Informationen auf der Homepage der Universität Zürich unter dem Stichwort «Sexuelle Belästigung».

aki-Veranstaltungshinweise

Rorate-Gottesdienste

Mittwoch, 2./9./16. Dezember 2015,

06:30 Uhr in der aki-Kapelle

Wir feiern morgens früh mit unzähligen Kerzen in der dunklen Kapelle stimmungsvolle Eucharistiefiern. Im Anschluss daran sind alle zum Frühstück eingeladen.

aki-nature!

Samstag, 5. Dezember 2015, 08:30 Uhr (Versch. 6.12.)

Wanderung mit spirituellem Impuls auf den Furgelenstock (Alphal SZ). Wenn es Schnee hat, machen wir eine Schneeschuhtour auf den markanten Voralpen-Gipfel mit schöner Aussicht auf die Mythen. Es sind ca. 4 Std. Gehzeit. Mehr Informationen auf unserer Webseite www.aki-zh.ch

aki, kath. Hochschulgemeinde, Hirschengraben 86, 8001 Zürich





Bildung vom Bett aus

Online-Kurse sollen das akademische Wissen allen zugänglich machen. Doch kaum jemand schliesst ab.

Pascal Thommen, Roman Ziegls (Text) und Tamara Aepli (Bild)

Assistentin Sandra Schneeberger vom Deutschen Seminar begrüsst die Lernwilligen vor ihren Bildschirmen. Sie und Professor Jürg Glauser (Professor für Nordische Philologie an der Uni Zürich) halten eine Online-Vorlesung mit dem Titel «Sagas and Space – Thinking Space in Viking Age and Medieval Scandinavia», welche über 10'000 Geschichtsinteressierte auf der ganzen Welt mitverfolgen können. Diese Vorlesung ist ein «MOOC», ein Massive Open Online Course. Solche Kurse werden von Dozierenden weltweit kostenlos ins Netz gestellt. Expertenwissen soll der ganzen Welt zur Verfügung gestellt werden. Es ist von einer Bildungsrevolution die Rede.

MOOCs beinhalten aber nicht bloss Videomaterial. Simon Clematide, Leiter des MOOC «Sprachtechnologie in den Digital Humanities», verwendet zusätzlich Hintergrundtexte, Multiple-Choice-Fragen oder «In-Video-Quizze», also kurze Unterbrüche im Film mit Verständnisfragen. Um den Austausch zwischen den Lernenden zu garantieren, seien Foren zudem ein Muss, so Clematide. Bei manchen Kursen trifft man sich auch offline, um gemeinsam Übungen zu lösen. Dieses Konzept nennt sich «Flipped Classroom».

Hohe Abbruchquoten

Wer jetzt schon von einem Studium im Bett träumt, wird allerdings enttäuscht.

Für MOOCs erhält man an der Uni Zürich noch keine Leistungspunkte. Auf der Plattform «iversity» hingegen schon – für den Kurs «Algorithmen und Datenstrukturen» beispielsweise, dessen gesamtes Online-Material kostenlos ist. Die Anrechnung der sechs ECTS-Punkte kostet freilich 150 Euro. Durch solche Zertifikate finanzieren sich die Plattformen.

Das Problem der MOOCs ist, dass Viele die Kurse nicht beenden. Weltweit liegt die Absolvierendenquote unter zehn Prozent. «Wenn man den MOOC als festes Lehrmittel im Unterricht einsetzen will und nicht bloss als Freizeitbeschäftigung, muss man da sicherlich eine Lösung finden», sagt Sandra Schneeberger. Franziska Schneider, Leiterin Multimedia & E-Learning Services an der Uni Zürich, sieht die Sache anders: Es werde etwas zum Problem gemacht, das an sich keines sei. Ein Grossteil der Teilnehmenden habe gar nie vor, den Kurs abzuschliessen, sondern schreibe sich aus Neugierde für einen Gratis-Kurs ein, so Schneider. Einen Vorteil der MOOCs sieht Schneider im Einbezug einer heterogeneren Gruppe. «Je nach Thema lassen sich Erkenntnisse gewinnen, die für die eigene Lehre oder Forschung bereichernd sind.»

Globale Bildung

Die MOOCs werden als Demokratisierung der Bildung verkauft. Die Teilnehmendenzahlen in den Entwicklungsländern bleiben aber tief, was die hohen Erwartungen an diesen globalen Bildungsweg enttäuscht. Denn die meisten Teilnehmenden stammen aus bildungsnahe, reichen Schichten und sind nicht mehr ganz jung. Schneeberger bringt die Sache auf den Punkt: «Wen interessiert schon ein spezifisches, geisteswissenschaftliches Thema, wenn er zum ersten Mal Zugang zu Bildung erhält?»

Ob sich die Produktion von MOOCs tatsächlich lohnt, ist noch unklar. Die Universität Zürich stellt nun ein zweijähriges Testprojekt auf die Beine, um zu prüfen, wie nützlich sie sind. Dazu werden Fördergelder in der Höhe von 45'000 Franken pro MOOC bereitgestellt. Erst nach Ablauf dieser Phase entscheidet die Universität über die Zukunft ihrer massiven, offenen Online-Kurse. ◇



Macht den Mund auf: Dorothee Rippmann.

Eine Frau gegen die Reform

Der Stand der Privatdozierenden wird abgeschafft. Dorothee Rippmann wirft der Uni fehlende Wertschätzung vor.

Reto Heimann (Text)

und Maximilian Lederer (Bild)

Gleich zu Beginn des Gesprächs verkündet sie in markantem Baseldeutsch: «Wir sind die Vereinigung der Privatdozenten und Titularprofessorinnen! Und wir lassen uns nicht einfach ausradieren!» Professorin Dorothee Rippmann arbeitet seit über einem Jahrzehnt als Privatdozentin (PD) für Geschichte des Mittelalters an der Universität Zürich.

Nun wird ihr Stand (der der Privatdozierenden) rigoros umgebaut, indem alle Lehraufträge in Lehranstellungen umgewandelt werden. Als Folge wird den Privatdozierenden das Recht auf eine bezahlte Lehrveranstaltung pro Semester genommen. Nun sehen sich viele PD mit einer beruflichen Ungewissheit konfrontiert. Rippmann ist – wie viele ihrer Kolleginnen und Kollegen – enttäuscht, wie wenig

Wertschätzung die Universitätsleitung den Privatdozenten und Titularprofessorinnen entgegenbringt. Dabei würden diese enorm viel für die Universität leisten: «An der Philosophischen Fakultät sind wir für fast 30 Prozent der Lehre zuständig.» Ihre Zukunft an der Universität ist zwar gesichert, weil sie eine Teilzeitanstellung für curricular relevante Lehre erhält. Sie sagt aber dennoch, vielleicht auch im Namen derer, die keine fixe Anstellung erhalten haben: «So müssen wir doch den Eindruck gewinnen, dass man uns unter Wert verkauft.»

Abwertung

Diese Einschätzung teilt auch Professor Stephan Schmid, Präsident der PD-Vereinigung der Philosophischen Fakultät. Er fühlt sich von der Universität im Stich gelassen. Die vorgeschlagenen Reformen würden zu einer Abwertung von Habilitation und Titularprofessur führen. Die Enttäuschung vieler Privatdozierender sei gross – besonders weil diese seit Jahren erhebliche Dienste für die Universität leisten und nun befürchten müssen, in Zukunft keine bezahlte Lehre mehr erteilen zu können.

Für Rippmann hat die Reform noch eine andere Dimension, wie sie zu verstehen gibt. Die Ursache liege tiefer begraben. Sie könne nicht verstehen, wieso man so viel Mühe darauf verwendet, immer neuen wissenschaftlichen Nachwuchs zu habilitieren, wenn es gleichzeitig nur so wenige Lehrstühle zu besetzen gibt. Die Reform mache die akademische Laufbahn noch unattraktiver als bisher. Rippmann wählt ihre Antworten bedacht, aber formuliert sie angriffig und in Schriftdeutsch, wenn ihr etwas wichtig ist: «Da lügt sich doch eine ganze Organisation in die Tasche!» ♦

Dorothee Rippmann, geboren 1951, forscht seit Jahren zur Stellung der Frau und zu anderen marginalisierten Gruppen im Mittelalter. Gleichstellung ist für sie auch in der Gegenwart ein wichtiges Thema. Im Gespräch hält sie mit Bezug auf die Reform fest, dass familienpolitisch fortschrittliches Denken auf der Ebene der Lehrstühle eher die Macht der Männer stärke als jene der qualifizierten Akademikerinnen. Darum fordert sie: «Wir Frauen müssen uns selbst vorwärts bringen!»



Buchhandlung Calligramme: Bald ein Bild der Vergangenheit?

Vom Aussterben bedroht

Noch gibt es sie, die lokalen Buchhandlungen. Ihre Zukunft hängt auch von den Studierenden ab.

Frederik von Gerlach (Text)
und Eike von Lindern (Bild)

«Das alte Problem mit der Online-Konkurrenz», seufzt Helene Lehmann, die Besitzerin von Calligramme, einem kleinen Buchladen im Niederdorf. Dabei zündet sie sich eine Zigarette an. Der Rauch verteilt sich in der kleinen Buchhandlung, was dem Raum einen einzigartigen Charme verleiht. So ein Ambiente sorgt bei ihr für nostalgische Gefühle, sagt Melina, die im 3. Semester Geschichte studiert. Deswegen halte sie sich oft und gern in kleinen Buchhandlungen auf. Trotz einiger treuer Kundinnen und Kunden sieht die Zukunftsperspektive für lokale Buchläden nicht rosig aus – das Seufzen von Lehmann kommt also nicht von ungefähr.

Schleichende Schliessungen

Christine Heiniger ist Mitbegründerin und Mitinhaberin der seit 1989 bestehenden Buchhandlung KLIO. Auch sie meint, dass sich die Lage in den letzten zehn Jahren verschlechtert habe. Es hätten schon einige fachspezifische Buchhandlungen ihre Pforten schliessen müssen. Der stetige Umsatzrückgang sei hauptsächlich der Konkurrenz durch Internetanbieter geschuldet. Die Anfang dieses Jahres beschlossene Aufhebung des Euro-Mindestkurses komme noch hinzu. Diese habe nicht nur die Export- und Tourismusbranche, sondern auch den Detailhandel getroffen. Bücher von ausländischen Internetanbietern seien dadurch im Vergleich

zu den Schweizer Bücherpreisen noch billiger geworden.

Der günstigere Preis scheint auch der Hauptgrund der zunehmenden Online-Bestellungen zu sein. So besorgt sich auch Nico, Veterinärmedizinstudent im dritten Semester, seine Bücher im Internet. Der Preis sei einfach viel niedriger, und als Student müsse man halt auf sein Budget achten. Das Buch «Anatomie der Haussäugetiere» kostete ihn bei Amazon umgerechnet circa 173 Franken. Im ZSUZ-Laden hätte er trotz 10 % Rabatt rund 200 Franken bezahlen müssen.

Online nicht zwingend billiger

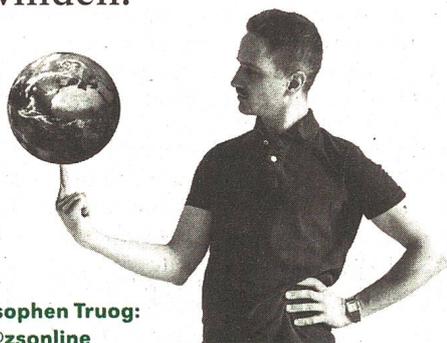
Doch ist der Preisunterschied wirklich bei allen Büchern so gross? Die «Einführung in die Policy-Analyse» zum Beispiel kostet bei KLIO 30 Franken, bei Amazon umgerechnet circa 27 Franken. Ein marginaler Unterschied von 3 Franken. «Natürlich können wir preistechnisch nicht ganz mit Amazon mithalten, aber wir versuchen trotzdem so weit wie möglich, mit unseren Preisen dranzubleiben», erklärt KLIO-Mithinhaberin Heiniger.

Neben dem Argument des Preises ist es natürlich auch bequemer, zuhause im Pyjama einen Artikel per Mausclick in den Warenkorb zu befördern. Dafür gibt es im Netz keine Pakete, die speziell für Studierende der Universität Zürich angefertigt wurden, wie man sie im ZSUZ-Laden auf dem Campus beziehen kann. Die Erstsemestrige Luisa war diesen Herbst jedenfalls dankbar für ihr Jus-Bücherpaket: «Erstens ist man anfangs mit der Literaturliste sowieso etwas überfordert, und zweitens hat sich der Kauf des Gesamtpakets auch finanziell gelohnt.»

«Es geht um die Wertschätzung», sagt die Buchhändlerin Heiniger. Dass Bücher ihren Wert – und damit auch ihren Preis – haben sollen, versucht sie ihren Kundinnen und Kunden in Gesprächen zu vermitteln. «Der stationäre Bücherhandel ist auf Unterstützung angewiesen. Die Leute müssen ihr Konsumverhalten hinterfragen, ansonsten brauchen sie sich nicht zu wundern, wenn es solche Läden irgendwann nicht mehr gibt.» Wem die einzigartige Stimmung in kleinen Buchhandlungen am Herzen liegt, die oder der sollte seine Bücher dort beziehen. So hätte Frau Lehmann einen Grund weniger zum Seufzen. ♦

Woher kommt der Hass? — Hass resultiert aus Verletzung und Schmerz. Nietzsche hat ihn unter dem Begriff «Ressentiment» prägnant beschrieben, nicht zuletzt, weil er selbst viel davon in sich trug. Nach ihm ist das Ressentiment ein Rachegefühl, das nicht ausagiert werden kann, sich deshalb ins Gigantische aufstaut und oftmals gegen die eigene Person wendet. Die Geburt dieses Affekts verortet Nietzsche am Nullpunkt der Kultur, als erstmals das menschliche Zusammenleben durch Gesetze geregelt werden sollte und Uneinsichtige hart bestraft wurden. Und so ist das Ressentiment auch und gerade in der Moderne mit ihren grossen Gesellschaften und übergreifenden Gesetzen allgegenwärtig. Jeder Mensch erfährt Verletzungen, wenn er aus seinen kindlich-narzisstischen Anfängen herausgerissen und in eine ihn übersteigende Ordnung eingefügt wird, zuerst in die Familie, dann in die Gesellschaft. Ihm wird nahegelegt: «Du bist vorerst klein und musst dich unterordnen.»

Wenn der Schmerz dieser narzisstischen Kränkung zu gross ist, um überwunden werden zu können, bleibt ein Hass zurück, der ständig nach einer Vergeltung verlangt, die einer phantastischen Logik entspringt und die Realität verkennt. All dies heisst keinesfalls, dass an der Moderne etwas Grundlegendes falsch wäre – im Gegenteil: Genau aus diesen Gründen müssen wir versuchen, unsere Gesellschaften weiter einem demokratischen Ideal anzunähern und sie so umzuformen, dass sie dem Einzelnen Gerechtigkeit geben und ihm ermöglichen, den Hass zu überwinden.



Schick deine Frage an unseren Hausphilosophen Truog:
redaktion@medienverein.ch oder Twitter @zsonline

Die ZS-Redaktion hat herausgefunden, ...

... dass Editorials lesen eine grosse Freude sein kann. Wenn sie vom ZS-«Chef» Nina Kunz geschrieben wurden.

«Warum steht diese Frau nicht hin und sagt: Ich bin Rektorin geworden, weil ich gut war?» – Bereits in ihrem ersten Editorial vor fast zwei Jahren wurde klar, dass wir von der neuen Redaktionsleiterin keine öden Aufzählungen und drögen Danksagungen am Anfang des Heftes zu erwarten hatten. Ninas Worte zum Einstieg in die Zeitungslektüre hatten es immer in sich.

Die Editos waren feministisch: So wünschte sie sich nach dem Interview mit dem Rektor, er wäre doch eine Frau. Oder fragte sich einige Ausgaben später, wieso ein leicht bekleideter Mann auf dem Cover weit weniger Aufmerksamkeit hervorruft als eine halbnackte Frau. Die Editos waren politisch: Das vermeintlich unscheinbare Titelthema «Irchel. Das heimliche Hauptgebäude» verknüpfte Nina zum Beispiel mit der europäischen Finanzkrise – «Die «hard sciences» sind stark, weil die Zeiten «hard» sind.» Die Editos waren überraschend: Oder wer hätte erwartet, dass auf einer knappen Seite ein Bogen vom drängenden Thema der Flüchtlinge zur umstrittenen nächsten Unireform gespannt werden könnte? Nina hat es im letzten Heft elegant geschafft. Und manches Einstiegstextchen vereinte sogar Machtkritik, politische Relevanz und Überraschung: Den einzigen Kommentar unserer Zeitung zur leidigen Weltwoche-Goltermann-Tragödie gab es vergangenen Herbst im Editorial unseres «Chefs». Auf die Vorwürfe ging Nina nicht ein, aber auf den Sexismus dahinter: «Es ist sicher nicht richtig, dass eine profilierte Professorin zur Geliebten eines mächtigen Mannes herabgestuft wird.»

Was wissen wir nun mehr? Wir werden Ninas kleine, feine Einstiege in die Lektüre der ZS vermissen. Sie machten immer Lust auf mehr. Zum Glück bleibt uns Nina als Redakteurin erhalten. Das war also noch lange nicht alles. [reda]

Danke, Chef! Wir lieben dich! Wir wollen ein Kind von dir!



Cassani

Lebenserfahrung

Grosseltern — Eine ehemalige Krankenschwester über ihre Arbeit in den 50er Jahren ausfragen. Aus erster Hand erfahren, wie es war, bei der Entwicklung des ersten PC dabei zu sein. Geschichten hören über das Hausfrauen-Dasein in Zeiten des Wirtschaftswunders. Immer das Lieblingsessen gekocht bekommen. In Diskussionen ernst genommen werden – trotz unterschiedlicher Überzeugungen. Über das Alt-Sein, das Schwächer-Werden, über Sorgen und den Tod reden. Und immer wieder: Stauen über 90 Jahre Leben und Erfahrung.



Kuratli

John Oliver

Late Night — Der Englishman in New York hat nach eigener Aussage alles seinem Ziehvater John Stuart zu verdanken. Das mag stimmen, aber die richtige Kombination aus englisch-amerikanischem Humor und knallharten, politischen Themen zu finden, gelingt nicht einfach jedem. Oliver bringt jeweils sonntags Themen wie Flüchtlinge, das Justizsystem oder die Fifa aufs Tapet und macht damit die derzeit beste politische Satire des Westens. Leider nur auf dem Zahlender HBO – und in grosszügigen Ausschnitten auf Youtube.



Rizzi

«The Music Is Over»

Doku — «Auch der Tod unterliegt Moden. Er ist Erneuerer und Zerstörer zugleich. Elegisch, romantisch, rebellisch», schreibt arte.tv über «The Music Is Over – Tod & Pop». Knapp eine Stunde lang sinnieren Musiker der letzten 50 Jahre über das Ende. Der Film zeigt, «beginnend in den 60er Jahren mit Psychedelic Rock über die Punkbewegung in den 70er Jahren bis hin zum düsteren Dark Wave der 80er Jahre», was der Tod in der Popkultur war und ist: Sehnsuchtsort, Anti-Haltung, Koketterie und Abbild von Lebensverhältnissen.



Frohofer

UbuWeb

Website — Das riesige Online-Archiv für Avantgarde-Kunst bietet alles, was sich das leicht ablenkbare, kulturinteressierte Studi-Herz wünscht: obskure Telefongespräche zwischen Andy Warhol und den Chelsea Girls, fesselnde Vorträge von Foucault zur Bedeutung und Entwicklung des Wortes «Parrhesia» und die Original-Partitur von Steve Reichs «Pendulum Music». Aber auch Videos von Banksy, Lynch und Schlingensief gibt es zu sehen und Tonaufnahmen von E. E. Cummings und Bert Brecht zu hören.

www.ubu.com



Truog

Am liebsten beides!

Alternativen — Beatles oder Stones? Oasis oder Blur? Rock oder Rap? Migros oder Coop? VBZ oder Velo? Laut oder leise? Action oder Ruhe? Ketchup oder Mayo? Oder Senf? Burger oder Tatar? Bier oder Wein? Alt oder neu? Kant oder Žižek? Ethik oder Ästhetik? Party oder Konzert? Grob oder fein? Hart oder herzlich? Facebook oder Notizbuch? Lady Gaga oder Dada? Big Data oder Intellekt? Speck oder Vegi? Legi oder Job? Lob oder Kritik? Schicksal oder Freiheit? Freud oder Leid? Ich oder Du? Hm. – Am liebsten beides!



Kunz

Eskapismus

In Büchern träumen — Dieses Semester waren es nicht (nur) die bierseligen Abende und die Tatort-Sonntage, die mich bei der Stange gehalten haben – allem voran waren es die Bücher. Was ich verlernt hatte, ist mir plötzlich wieder gelungen: mich so in eine Geschichte hinein-zuträumen, dass ich alles Andere vergessen konnte (Abendessen machen, an mühsamen Seminararbeiten herumknorzen). Geschichten sind Wellness fürs Gehirn. Besonders empfehlenswert sind die von Mario Vargas Llosa (Das Fest des Ziegenbocks), von Elfriede Jelinek (Die Liebhaberinnen) und von Wolfgang Herrndorf (Tschick).



Marić

National Geographic

Breakthrough — Hollywood trifft National Geographic, und es entsteht eine einzigartige Doku-Serie. Die neusten Forschungsergebnisse werden für einmal spannend verpackt. Bahnbrechende Innovationen, die unsere Zukunft verändern, werden von namhaften Regisseuren mit den dazugehörigen packenden Geschichten und persönlichen Schicksalen versehen. Der erste Teil führt zurück zur Ebola-Epidemie, im zweiten zeigt Paul Giamatti, wie viel von Science-Fiction Realität geworden ist, und im dritten geht es ans Eingemachte, das Gehirn. Schön anzusehen und lehrreich – Go Science!



Zeier

Küsschen

Begrüssungen — Begrüssungsriten sind doch recht sonderbar. Je nach Beziehungsart, Alter, Geschlecht und Situation ändern sich die Vorschriften. Ich weiss noch immer nicht, in welcher Situation welche Begrüssungsart gefragt ist. Wann ist die Vertrautheit gross genug, dass ein Händeschütteln in eine kurze Umarmung übergeht? Und wie vermeide ich das unangenehme Kuss-Handreich-Manöver? Wieso ist es eigentlich nötig, immer den Namen des Gegenübers zu nennen? Aber vor allem wir jungen Erwachsenen sollten uns einigen: Einmal oder dreimal küssen?

Im Spital



Übermenschliches, Allzumenschliches — Ohne Medizin können wir nicht überleben. Wir sind abhängig von den Medici, die unsere Vitalfunktionen prüfen, bevor wir überhaupt geboren sind. Uns gegen Masern, Mumps und Röteln impfen, den Blinddarm entfernen und Rezepte ausstellen. Uns nach dem Skiunfall wieder zusammenschrauben. Uns im Herbst unseres Lebens mit blauen Pillen versorgen und uns schliesslich bei Inkontinenz weiterhelfen. Der «Herr Doktor» verlängert unsere Lebenserwartung um Jahrzehnte, und dafür sind wir ihm dankbar.

Die wachsende Macht der Medizin schlägt sich auch im universitären Kontext nieder. Von allen Fakultäten wird in die Medizinische mit Abstand am meisten investiert. Medizin-Studierende kosten die Uni zehnmal mehr als Philosophie-Studierende. Erst kürzlich hat die ETH angekündigt, dass sie einen Bachelor in Medizin einführt. Bei der Umgestaltung des Universitätsquartiers wird mehr Platz für die Medizin geschaffen. Bei der Gesundheit spart man nicht – das tut man im Bildungssektor.

Obwohl den angehenden Ärztinnen und Ärzten scheinbar die Welt zu Füssen liegt, geht mit dem Beruf eine Ambivalenz einher. Im Operationssaal ist man nicht nur der allmächtige Chirurg, der Leben rettet, sondern auch ein fehlbarer Mensch, der enormen Schaden anrichten kann. Schon der kleinste Fehler kann tödlich enden. Wie fühlt sich das an? In dieser Ausgabe betreten wir die heiligen Hallen des Spitals und bitten um Audienz bei ihrer Heiligkeit, um zu erfahren, was hinter dem Altar passiert.

Severin Frohofer und Juliana Maric

Unbezahlbare Medizin

Die universitäre Medizin rettet Leben – und ist eine Goldgrube.

Nina Kunz

Wer studiert Medizin in Zürich?

Fast 3000 Studierende. Die Medizinische Fakultät der Universität Zürich ist damit die grösste ihrer Art schweizweit. Jährlich schliessen 270 Personen in Humanmedizin, Zahnmedizin oder Chiropraktik das Studium ab. Ausgebildet werden sie von 700 Dozentinnen und Dozenten – das Betreuungsverhältnis ist also hervorragend. Auf Bachelor-, auf Master- und auf Doktoratsstufe sind die Frauen in der Mehrheit. Ein Viertel aller Doktorierenden kommt aus dem Ausland.

Was kostet das die Uni?

Einiges. Für die Medizinische Fakultät gab die Uni letztes Jahr 353 Millionen Franken aus. Zum Vergleich: Die Philosophische Fakultät kostete nur 157 Millionen Franken – obwohl dort dreimal mehr Studierende eingeschrieben sind. Auf das Individuum heruntergerechnet ist die Bilanz beeindruckend: Für eine Person an der Philosophischen Fakultät investiert die Uni 14'377 Franken, für eine an der Medizinischen 118'933.

Welchen Stellenwert hat die universitäre Medizin an der Uni?

Einen wachsenden. Im Zuge der laufenden Universitätsreform wird die Stelle eines Direktors oder einer Direktorin Universitäre Medizin geschaffen, welche die Koordination zwischen dem Spital- und dem Akademiebetrieb vereinfachen soll. Dafür wird sie in der Unileitung Einsitz erhalten. Der Anstoss zu dieser Änderung kam aus dem Regierungsrat.

Wer arbeitet am Unispital (USZ)?

Über 8500 Menschen – darunter 1250 Ärztinnen und Ärzte – aus 86 verschiedenen Ländern. Über 120 Berufe werden im Spital ausgeübt. An den 43 Kliniken

und Instituten werden jährlich rund 38'000 stationäre und 134'000 ambulante Patientinnen und Patienten behandelt. Dafür stehen über 900 Betten zur Verfügung.

Wie sah das Jahr 2014 am USZ in Zahlen aus?

Fast 3000 Kinder wurden zur Welt gebracht, 2092 wissenschaftliche Arbeiten publiziert und 5444 Vorträge gehalten. Der Ertrag des Spitals betrug 1233 Millionen, der Gewinn 28.5 Millionen.

Wie sieht der Spitalalltag aus?

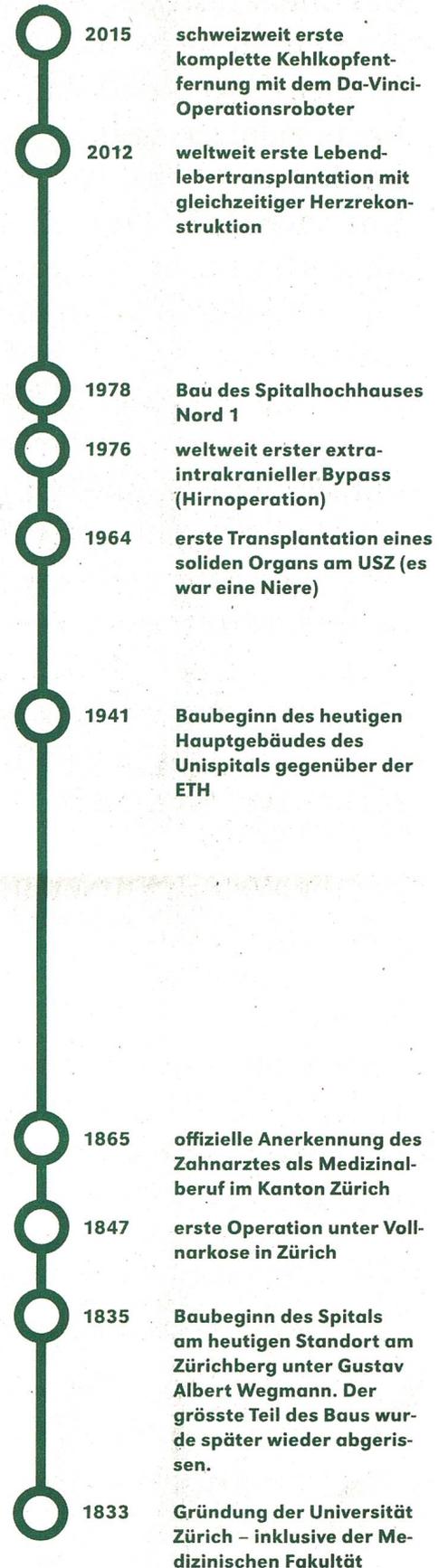
Täglich werden über 5000 Mahlzeiten serviert, 2600 Tassen Kaffee getrunken, vier bis fünf Tonnen Wäsche gebraucht und 4'000 Anrufe beantwortet.

Wie steht es um die Zukunft des Spitalstandorts Zürich?

2012 haben Regierungsrat und Stadtrat beschlossen, die Medizin in Zürich zu stärken. Als erster Schritt wurden die Herzchirurgien des USZ und des Stadtsitals Triemli zu einer Koordination verpflichtet. Und mit dem Entscheid, das Spital im zentralen Hochschulquartier auszubauen, wird die Medizin in Zukunft noch mehr Aufmerksamkeit – und mehr Geld – erhalten.

Wie steht es um die Zukunft des Medizinstudiums?

Es wird ausgebaut. Im Herbst dieses Jahres wurde erstmals der Studiengang «Biomedizin» angeboten. Gleich 250 Studierende schrieben sich ein – mehr als erwartet. Auch die ETH möchte mitmischen: Ab 2017 wird die Hochschule einen Bachelorstudiengang in Medizin anbieten. ◊



Studieren im Spital

Medizinstudierende sollen vor dem Staatsexamen ihr Wissen in der Praxis vertiefen. Ein Tag mit «Uhu» Fabia im Triemli.

Laura Cassani

Der Tag beginnt kurz nach 8 Uhr mit einer langen Reihe von Namen, Abkürzungen und Zahlen. Hinter den Codes verbergen sich Patientinnen, manchmal auch schwere Schicksale. Das Tempo ist hoch, alle sprechen schnell, sind routiniert, nach einer knappen Viertelstunde ist der Rapport vorbei. Zweimal pro Tag tauschen sich die Ärztinnen und Ärzte so über alle Patientinnen aus. Fabia hört vor allem zu. Sie arbeitet seit zwei Wochen als Unterassistentin in der Gynäkologie des Stadtspitals Triemli, insgesamt wird sie vier Wochen hier bleiben. Davor war sie in der Inneren Medizin in einem kleineren Spital in der Ostschweiz, danach kommt die Psychiatrie, dann Chirurgie, Anästhesie, Rheumatologie.

Fabia ist mitten in ihrem Wahlstudienjahr: An der Universität Zürich verbringen alle Medizinstudierenden das fünfte Jahr in Spitälern, Kliniken und manchmal auch bei Hausärztinnen und Hausärzten. Nachdem sie vier Jahre lang den gesunden und den kranken Menschen studiert haben, arbeiten sie jetzt das erste Mal praktisch. Im sechsten Jahr müssen sie zurück hinter die Schulbank. Das ist eine Zürcher Spezialität: Die praktischen Erfahrungen sollen vor dem Staatsexamen noch einmal theoretisch vertieft werden. Dafür starten die Studierenden ziemlich unvorbereitet in das Wahlstudienjahr. «Wir aus Zürich sind schweizweit dafür bekannt, dass wir viel wissen, aber wenig praktische Erfahrung haben», so Fabia.

Ganz unten in der Hierarchie

«Uhu» werden die angehenden Ärztinnen und Ärzte im Wahlstudienjahr genannt. Was nichts mit dem Vogel zu tun hat, sondern mit einem Hund: dem

Unterhund. Der Name lässt erahnen, dass die Uhus in der ärztlichen Hierarchie ganz unten stehen. Sie müssen sich deshalb auch mal har-

sche Worte gefallen lassen, von einem genervten Assistenzarzt oder einer ungeduldigen Oberärztin. Für Fabia gehört das dazu, auch wenn sie es selbst

noch nicht so oft erlebt hat: «Mir ist bewusst, dass ich Fehler mache und Vieles noch nicht weiss. Ich bin ja zum Lernen hier.» Der Name zeigt aber auch, dass die Uhus für all jene Dinge zuständig sind, auf die die nächsthöhere Stufe keine Lust hat: zum Beispiel Krankenakten von A nach B transportieren, ein verschwundenes Messgerät aufspüren oder im OP die Haken halten – auch

mal bis tief in die Nacht. Das Ganze für einen so kleinen Lohn, dass ohne Eltern, die den Lebensunterhalt bezahlen, oder ohne ein Stipendium nichts geht. Das scheint den meisten Medizinstudis nach vier Jahren Vollzeitstudium kaum mehr aufzufallen.

«Im Spitalalltag kann es manchmal ziemlich langweilig sein, wenn gerade keine Operation und keine Geburt ansteht», erzählt Fabia. Obwohl es im Triemli fast immer etwas gibt, bei dem sie zumindest zusehen darf. Manchmal werden die Unterassistentierenden im unübersichtlichen Krankenhausbetrieb auch alleine gelassen. So kann man es sich, wenn man will, recht gemütlich machen. Oder auch nicht: «In dem kleinen Regionalspital, wo ich die letzten zwei Monate gearbeitet habe, hatte ich wegen Personalmangel sehr viel zu tun. Dafür durfte ich auch kleine Eingriffe selber ausführen.» Natürlich immer unter Aufsicht: Jede Handlung eines Uhus wird mindestens doppelt kontrolliert, von einer Assistenzärztin und einem Oberarzt. Das entlastet.

Aus Erfahrungen lernen

Was auf jeder Station auf dem Programm steht, sind die morgendlichen Visiten. Die Ärztinnen, Ärzte und Pflegefachfrauen gehen von Zimmer zu Zimmer, von Patientin zu Patientin. Fabia schaut dem Leitenden Arzt über die Schulter, heute geht alles blitzschnell. Grüezi, geht es Ihnen gut, wir haben alles im Griff, adieu. Viel gelernt hat Fabia diesmal nicht. Wenn man im Spital etwas lernen will, dann muss man es einfordern. Gelehrt und gelernt wird immer. Die

«Wir werden oft mit Pflegefachfrauen verwechselt.»

«Wir wissen viel, haben aber wenig Erfahrung.»



OP-Besteck halten bis tief in die Nacht: Auch das gehört zum Uhu-Alltag.

Oberärzte lernen von der Chefin, die Assistenzärztinnen von den Oberärzten und die Uhus dann eben von den Assis. Ausbildung im Spital, das ist Austausch mit denen, die mehr Erfahrung haben als man selbst. Und was diese sagen, gilt. Es scheint, als lerne man im Medizinstudium, nicht zu diskutieren. Wer vorne steht, sagt die Wahrheit. Was die Studis aber lernen sollen, ist der Umgang mit den Patientinnen und Patienten.

Fabia nimmt nach der Visite eine neu eingetretene Patientin auf: Welche Medikamente nehmen Sie? Haben Sie zuhause einen Lift? Darf ich Ihren Bauch abtasten? Fabia hat schon nach weniger als drei Monaten einiges an Routine. «Es kommt aber ziemlich oft vor, dass die Patientinnen die Ärztinnen mit Pflegefachfrauen verwechseln. Das passiert unseren männlichen Kollegen natürlich nie.» Sie zuckt mit den Schultern. Offenbar gehört das dazu – obwohl schon seit Längerem mehr Frauen als Männer ein Medizinstudium abschliessen.

Eine Menge Schreibearbeit

Es wird an diesem Tag Fabias einziger direkter Kontakt mit einer Patientin bleiben. Weil heute keine OPs anstehen, verbringt sie den Nachmittag am

Computer im Stationsbüro. Der Raum, den sich zwei Assistenzärztinnen und die Unterassistentin teilen, ist klein, die frische Luft schnell aufgebraucht. An der Wand hängt ein Druck von Rothko, daneben ein vergilbtes Ultraschallbild: Ein Fötus zeigt den Arschlochfinger. Überall Zettel mit Informationen, Telefonnummern, Listen. Im Spital lernt man viel darüber, wie die administrativen Prozesse funktionieren. Auch das gehört zum Job. Der Arztberuf bringt eine Menge Schreibearbeit mit sich: Fabia bereitet unter anderem die Krankengeschichten von Patientinnen vor, die bald operiert werden. Das bedeutet: copy-pasten und zur Abwechslung die kaum leserliche Schrift der Ärztin aus dem Ambulatorium entziffern.

Heute endet der Tag schon kurz nach 16 Uhr – mit dem zweiten Rapport des Tages, diesmal mit der Chefärztin. Und wieder mit einer langen Reihe von Namen, Zahlen, Abkürzungen. Die Schicksale hinter den Codes lassen die Medizinerinnen nicht kalt, das merkt man ihnen an. Trotz Routine. ◇



Professor Luca Regli geht jeden Tag gerne ins Spital.

«Nutzen Sie Ihr Hirn!»

Professor Luca Regli leitet die Klinik für Neurochirurgie am Unispital. Über Leben und Tod zu entscheiden, ist für ihn kein Machtgefühl, sondern ein Grund zur Bescheidenheit.

Nina Kunz (Text) und Wongwannawat (Bild)

Herr Professor Regli, wie fühlt es sich an, in ein Hirn zu schneiden?

Es ist faszinierend – aber nicht so faszinierend wie der Prozess vor dem Eingriff. Für uns Neurochirurgen ist das Beeindruckendste, dass uns die Patienten überhaupt an ihr Hirn lassen. Wenn wir einmal im Gewebe drin sind, wird es sehr wissenschaftlich, sehr anatomisch, sehr fokussiert.

Und was sehen Sie?

Kommt auf den Tag an. Manchmal sehe ich eine anatomische Struktur, mit Hirnlappen, Venen und Arterien. Manchmal empfinde ich das Ganze auch philosophisch. Dann denke ich: Das, was ich unter meinen mikrochirurgischen Instrumenten berühre, das ist der Mensch – sein Verhalten, seine Gedanken, sein Glaube, sein Bewegen, sein Fühlen.

Es gibt Chirurgen, die reden nicht mit ihren Patienten vor der Operation, weil sie sie einfach als biologische Organismen begreifen wollen. Wie halten Sie das?

Ganz anders. Ich operiere ja nicht die MRI-Bilder – ich operiere den Menschen, der dahintersteckt. Wenn man das Hirn so oft sieht, berührt und unter den Instrumenten hat wie ich, dann kann man das Hirn nicht mehr abstrakt betrachten. Es ist ja nicht irgendein Organ, es ist das speziellste Organ.

Speziell, warum?

Kein anderes Organ hat die Kapazität, sich selber zu studieren. Das Hirn ist die Produktionsstätte des menschlichen Denkens. Es sieht zwar bei allen Menschen ähnlich aus – aber mit jeder Erfahrung, mag sie noch so alltäglich sein, verändern sich molekulare und biochemische Strukturen. Diese Eigenschaft nennt sich Plastizität. Ein Herz hat diese Eigenschaft nicht – es pumpt einfach. So ist auch der Unterschied zwischen einem Fischherzen und einem Menschenherzen viel, viel kleiner als zwischen einem Fischgehirn und einem Menschenhirn.

Alle unsere Handlungen sind also Produkte neuronaler Prozesse.

Richtig, das Hirn fasst unsere Erfahrungen neuronal zusammen.

Eine Operation am Hirn ist eine Schreckensvorstellung. Wie gehen Sie mit der Angst Ihrer Patientinnen und Patienten um?

Das Stichwort ist Empathie. Ich muss das Leiden des Patienten verstehen, aber darf mich nicht von diesem herunterziehen lassen. Damit ist niemandem geholfen. Es braucht eine Art empathische Arroganz, oder nein, Arroganz ist das falsche Wort – eher empathisches Selbstvertrauen. Stellen Sie sich vor, Sie machen nicht ein Interview für Ihre Zeitung, sondern müssen von mir operiert werden. Und ich zittere vor Ihnen und sage, ich weiss nicht, ob ich es schaffen werde ...

Horror!

Eben! Sie müssen doch das Gefühl haben, dass Sie mir vertrauen können. Gleichzeitig muss ich aber auch von mir selbst überzeugt sein, dass ich Ihnen die beste Lösung anbieten kann. Mit der Fragilität des Hirns ist nicht zu spassen. Ich könnte enormen Schaden anrichten. Darum verbiete ich es mir, zu denken: Ach, das ist doch kein Problem, diesen Eingriff habe ich schon hundert Mal gemacht ...

... easy.

Es gibt kein «easy» in der Neurochirurgie.

Wenn ich bei meiner Arbeit einen Fehler mache, geht es um falsch gesetzte Kommas – bei Ihnen geht es um Leben und Tod. Das stelle ich mir stressig, wenn nicht beklemmend vor.

Stressig ja, aber das ist nicht immer schlecht im Leben. Wenn ich keine Angst hätte, Fehler zu machen, würde ich mehr Fehler machen. Mich immer in der Komfortzone zu bewegen, ist nicht mein Lebensstil. Mein Lebensstil ist es, Herausforderungen zu bewältigen und so Patienten zu helfen.

Wie reagieren Sie, wenn Ihnen ein Fehler unterläuft?
Dann stehe ich dazu und erkläre dem Patienten und den Angehörigen, was passiert ist. Der Patient muss spüren, dass ich ihm auch im Fehler helfen werde. Man muss als Arzt besonders dann präsent sein, wenn etwas schiefgegangen ist. Wer das nicht kann, ist im falschen Beruf. Ich bin überzeugt, dass sich die Unterschiede der Persönlichkeiten in den Fehlern, nicht im Erfolg zeigen.

Haben Sie Rituale oder Vorbereitungen, die Ihnen helfen, Fehler zu vermeiden?

Ich operiere nie müde. Wenn eine Operation ansteht, habe ich eine gewisse Lebenshygiene am Tag davor. Ich gehe sicher an keine Party und dafür frühzeitig ins Bett. Dann liege ich dort und spule die Operation vor meinem inneren Kopfkino ab. So fühle ich mich gut vorbereitet.

Trotz der besten Vorbereitung kann es dazu kommen, dass ein Patient während der Operation stirbt. Wie fühlt sich das an als Arzt?

Da gewöhnt man sich nie dran. Das ist ein stark emotionales Ereignis. Es ist zerstörend. Gleichzeitig gehört es zum Leben.

Es kann ja auch sein, dass jemand nicht während der Operation stirbt, sondern dass man schon bei der Diagnose feststellt, dass dieser Mensch unheilbar krank ist. Wie teilt man einem Menschen mit, dass er nicht mehr lange zu leben hat?

Jeder Arzt entwickelt seine eigene Technik. Für mich ist Offenheit das Richtige. Das heisst aber nicht, dass ich den Patienten einfach informiere, um einen wei-

teren Punkt von meiner To-Do-Liste abzuhaken. Ich sage dem Patienten, dass er statistisch gesehen, also im Durchschnitt, noch eine bestimmte Lebensspanne hat. Aber schliesslich ist nur der Patient wichtig und nicht die tausend Anderen. Man darf nie die Hoffnung zerstören.

Aber Wunder geschehen selten.

Ja, aber die Kapazität des menschlichen Wesens, sich auf einen neuen Horizont einzustellen, ist unglaublich. Sie und ich haben Pläne für die nächsten dreissig Jahre. Wenn ich Ihnen jetzt sage, dass Sie nur noch ein Jahr zu leben haben, dann ist das zunächst schockierend. Aber dann werden Sie umdenken. Statt dem Studium wollen Sie vielleicht mehr Zeit mit der Familie verbringen. Sie werden sich Zeit nehmen, um zu leben. Das ist Hoffnung.

Bei Hirnoperationen besteht nicht nur Todesgefahr, sondern auch die einer Persönlichkeitsveränderung. Haben Sie das schon einmal erlebt?

Ja, aber anders herum, als Sie denken. Es gibt Tumore, die sehr, sehr langsam wachsen und darum sehr, sehr gross werden. Das verändert die Persönlichkeit eines Menschen. Man wird intoleranter, diskutiert nicht mehr wie früher, regt sich wegen allem auf, oder im Gegenteil: lässt alles gehen, die Agenda wird einem völlig egal. Man kann kein normales Leben mehr führen, die Freunde verschwinden, der Job wird einem gekündigt, man steht alleine da. Dann wird bei dieser Person ein Tumor diagnostiziert, dieser wird entfernt und danach heilt der Patient schnell. Ich habe es mehrere Male erlebt, dass dann jemand zu mir gekommen ist und gesagt hat: Es ist wahnsinnig, ich habe das Gefühl, in den letzten fünf Jahren eine Rolle gespielt zu haben. Das ist enorm schwer, weil man dann zwar wieder man selbst ist, aber realisiert, was man alles verloren hat.

«Es gibt kein «easy» in der Neurochirurgie.»

Es gibt das Klischee, dass Neurochirurgen besonders egozentrisch seien. Wenn man jeden Tag über Leben und Tod entscheidet, fühlt man sich da mächtig?

Nein! Im Gegenteil: Wenn ich während eines Eingriffs realisiere, was für eine Macht ich da in der Hand habe, kommt sofort das Verantwortungsgefühl, das mich bescheiden macht. Ich operiere nie für mich, sondern immer für den Patienten.

Sind Sie in Ihrem Alltag als Chirurg schon einmal an eine ethische Frage geraten, die Ihnen Kopfzerbrechen bereitet hat?

Eigentlich jedes Mal, wenn ein Schädel-Hirn-Trauma oder eine Hirnverletzung so gross ist, dass man sich

die Frage stellen muss: Würde es mir dieser Mensch übel nehmen, wenn ich ihn mit einer solch reduzierten Lebensqualität überleben lasse? Ist dies den Mitmenschen zumutbar?

Der Tod ist in der modernen Gesellschaft ein Tabu. Es gilt, ihn möglichst lange hinauszuzögern.

Der Tod sollte kein Tabu sein. Darum ist die Frage vom Tod für mich eher eine Frage vom Leben. Wenn jeder von uns wüsste, was er im Leben eigentlich möchte, wo die Ziele sind, würde das schon helfen. Das Leben

muss man qualitativ, nicht quantitativ bewerten.

«Noch habe ich keine Angst, älter zu werden.»

keine Angst, älter zu werden. Ich denke, das Leben ist gut ausbalanciert. Zwar funktioniert Ihr Hirn drei Mal schneller als meins und Sie sind jünger und dynamischer als ich. Dafür kompensiere ich mit einer riesigen Erfahrung. Sie werden es später sehen; Erfahrung macht wahnsinnig Spass.

Aber zitternde Hände nicht.

Wenn ich nicht mehr operieren kann, habe ich noch viele andere Leidenschaften: ausbilden, forschen, managen ...

Kann man mit einer gesunden Lebensweise das Hirn fit halten oder ist alles genetisch determiniert?

Es ist beides. Wir können die Gene nicht beeinflussen, nur das Beste aus unserer Veranlagung machen. Routine sollte unbedingt vermieden werden; ich würde jedem raten, alle zehn Jahre etwas völlig Neues zu lernen, eine Sprache, ein Musikinstrument, einen Sport. Das ist das Beste für das Hirn. Im Studium ist das sowieso noch kein Thema, aber merken Sie es sich für später im Leben.

Werde ich. Und daran anschliessend: Was ist der grösste Irrtum, der über das Hirn in der Gesellschaft verbreitet wird?

Gute Frage. (überlegt) Vielleicht ist es nicht ein Irrtum, aber was man unbedingt noch mehr betonen sollte, ist die Plastizität unseres Hirns. Wir sollten das Hirn wirklich nutzen. Je mehr wir es brauchen, desto besser funktioniert es.

Sie beschäftigen Ihr Hirn schon seit Jahrzehnten mit der komplexen Materie des Hirns. Was verstehen Sie auch nach all den Jahren als Chirurg noch nicht?

Das Hirn hat mehr Verbindungen als die Milchstrasse Sterne. Es ist unglaublich. Unser Unwissen über das Hirn ist viel grösser als unser Wissen. Da-

rum: Das ganze Funktionieren des Gehirns ist mir ein Rätsel.

Je mehr man herausfindet, desto grösser werden die Erwartungen an die Hirnforschung. Blinde sollen wieder sehen; Gelähmte wieder gehen. Konkret: Welche Krankheiten wird die Neurochirurgie in fünfzig Jahren heilen können?

Ich glaube, dass es möglich sein wird, neues Hirngewebe nachwachsen zu lassen. Heute können wir leider nur Leiden verhindern oder Tumore rausschneiden.

Nicht nur Ihre Patienten, auch Sie haben ein Leben. Wie viele Stunden arbeiten Sie in der Woche?

Ach, die zählt man nicht. So 12 bis 14 Stunden pro Tag, und am Wochenende arbeiten wir ja auch. Das können Sie dann aufrechnen.

Wo finden Sie einen Ausgleich?

Ich habe nicht viel Freizeit, dafür muss sie umso besser sein. Manchmal treibe ich Sport, manchmal bringe ich Zeit mit der Familie, manchmal bereite ich mich aber auch auf die nächste Woche vor, weil eine schwierige Operation ansteht. Das macht Spass. Und – das hört sich jetzt ganz naiv an – ich empfinde die Arbeit nicht als Last. Ich habe jeden Tag Freude, ans Universitätsspital zu kommen.

Was kommt zu kurz?

Nichts. Viele Leute denken, das sind Monomanen, diese Chirurgen, die lieben es, so viel zu arbeiten. Aber das ist es nicht. Ich liebe es nicht, so viel zu arbeiten, ich liebe einfach, was ich tue. Auf der anderen Seite, wenn ich mal in den Ferien bin, bin ich schon froh, mich nicht mit Chirurgie beschäftigen zu müssen. ◊

Seit 2012 leitet Prof. Dr. Luca Regli (geb. 1962) die Klinik für Neurochirurgie am UniversitätsSpital Zürich. Zuvor arbeitete er als Leiter der grössten Neurochirurgischen Klinik in den Niederlanden (Utrecht). Sein Medizinstudium absolvierte er an der Universität Lausanne, auf Hirnmedizin spezialisierte er sich später in den USA. Seit 20 Jahren ist er nun in der Neurochirurgie tätig.

UniMenschen

Alexandra Barmettler, 23, technische Assistentin am Museum der Anthropologie und Masterstudentin Anthropologie
«Ich war vier Wochen an einer Ausgrabung in Çatalhöyük, einer neolithischen Stadt in der Türkei. Endlich konnte ich selber graben. Wir haben dort die menschlichen Überreste in den Gräbern untersucht. Wie haben sie ihre Toten begraben? Was waren ihre Rituale? Hier in Zürich habe ich gelernt, wie man ein Skelett richtig auslegt und an ihm Alter, Geschlecht und Krankheitsbilder bestimmt. Menschen haben mich schon immer fasziniert: Zum Einen, wie wir zum heutigen Menschen geworden sind, zum Anderen, wie wir funktionieren. Wenn man das Glück hat, das zu finden, was man wirklich machen will, sollte man das durchziehen und in vollen Zügen geniessen. Schon als Kind hatte ich den Wunsch, einmal zu studieren. Ich bin stolz darauf, dass ich es bis dahin geschafft habe, wo ich heute stehe. Aber nach fünf Jahren Studium ohne Zwischenjahr werde ich sicherlich bald mal eine Pause brauchen. Ich möchte unbedingt reisen. Vielleicht wird es auch erst in drei Jahren soweit sein. Das steht noch in den Sternen.» [jum]

Bild: Sina Jenny





Die schönen Kostüme täuschen: Scheherazade verzweifelt an ihrer Aufgabe, Geschichten erzählen zu müssen.

Die unendlichen Geschichten

Regisseur Gomes erzählt ein Märchen von echten Menschen in der Finanzkrise in Portugal. Nicht nur symbolisch geht es dabei ums Überleben.

Michael Kuratli

Am Anfang haut der Regisseur und Protagonist der ersten Szene einfach ab. Schliesslich bekennt er aus dem Off, wie hirnrissig sein Projekt – einen «Sozialinterventionsfilm» zu drehen – sei, wenn er doch eigentlich «wundervolle Geschichten» erzählen will. Nur konsequent also, dass er die Bildfläche der Märchenkönigin Scheherazade aus 1001 Nacht überlässt. Nacht für Nacht saugt sie sich eine Story aus den Fingern, um am Leben zu bleiben. Denn ihr Ehemann, der König von Persien, hat die üble Angewohnheit, seine Ehefrauen in der Hochzeitsnacht zu töten.

Doch der Regisseur Miguel Gomes erzählt keine Märchen aus dem arabischen Mittelalter, sondern von der Tragik der Menschen während der Finanzkrise in Portugal im Jahr 2013. Scheherazade bietet lediglich das Erzählgerüst, die fantastische Klammer für wahre Bege-

benheiten. Sein episches Werk umfasst drei Filme und ist dem magischen Realismus verschrieben: Sprechende Hähne, Plüschkostüme, Magier und Windgeister mischen die «wahren» Geschichten auf. Gomes verzaubert in seinen meist halbstündigen Episoden alltägliche Bilder mit märchenhaften Elementen. So unterschiedlich diese Geschichten auch sind – er nimmt immer die Perspektive der «kleinen Leute» ein.

Nicht ganz wahr ist das für die Erzählung der «Männer mit dem Steifen» aus dem ersten Film «Der Ruhelose». Ein aus dem Nichts auftauchender Magier verzaubert darin die strengen Vertreter der Troika, die die portugiesische Regierung zu einem Sparprogramm zwingen. Mit einer dauerhaften Erektion versehen, entspannen sich die Technokraten. Alles scheint möglich: Lohnerhöhungen, Rentenzahlungen, Schulden machen. Doch für die Lösung des Erektionsfluchs fordert der Magier schliesslich horrenden Zinsen, und so bleibt Portugal am Ende doch nur wieder die rigorose Sparpolitik.

Gesprengte Verlegenheit

Aber das sind nicht die stärksten Geschichten Scheherazades oder besser Gomes', denn wirklich zur Geltung kommt seine ruhige Erzählweise, wenn sie fast dokumentarisch dem Schicksal der Menschen nachfühlt. Wenn zum Beispiel ein Gewerkschaftsfunktionär, der versucht, den traditionellen Neujahrsschwimm der Gewerkschafter aufrechtzuerhalten, die Lebensgeschichte von Arbeitslosen erzählt bekommt. Irgendwo dazwischen explodiert noch ein gestrandeter Wal. Eine

Mit einer Erektion entspannen sich die Technokraten.

Verlegenheitslösung, glaubt man Gomes' «Logbuch» zum Dreh: «Ich verlange, dass man mir einen Wal baut. Ich empfehle jedem Filmregisseur, der in der Tinte sitzt, sich einen Wal bauen zu lassen. Damit lässt sich stets ein wenig Zeit gewinnen.»

Das alles erscheint planlos. Doch genau so muss man sich den Produktionsprozess wohl vorstellen: «Am Anfang stand ein gefaktes Skript. Das war ein gutes Verkaufsargument. Ein Jahr Dreh über

Portugal in der Krise», erklärt der Produzent Luís Urbano. Doch was das heissen sollte, sei völlig unklar gewesen. «Allen war bewusst, dass das Skript ein Fake war. Das brauchten wir nur, um das Geld aufzutreiben.» Was das Publikum letztlich im Kino sieht, ist das Kaleidoskop einer Gesellschaft, zusammengewürfelt aus der Notwendigkeit, Geschichten zu erzählen. Notwendig, um zu überleben. Scheherazade steht

in der insgesamt über sechsstündigen Erzählung auch als Symbol für die Entstehung der Filme. «Auf eine Art war ich im Produktionsprozess Scheherazade», sagt Urbano, der immer wieder Geld für das letztlich drei Millionen Euro schwere Projekt aufreiben musste. «Geld für dieses Projekt nach Portugal zu bringen, war die einzige Möglichkeit, unsere Arbeit zu machen», meint Urbano. «1001 Nacht», die Filmproduktion über die Krise und die Menschen, die sie ausbaden müssen, wurde zur wichtigen Arbeitgeberin. Dahinter steht eine starke Verpflichtung seinem Land gegenüber. Und das spürt man in jeder Minute Film.

Verzweifelter Gericht

In der Mitte des Gesamtwerks wird Gericht gehalten mit diesem Land und seinen Menschen. Der Schauprozess im antiken Amphitheater beginnt mit der Klage wegen eines illegalen Möbelverkaufs und endet in der Verstrickung des gesamten Publikums in verwerfliche Verbrechen. Gomes' schräger Humor treibt hier seine wahnwitzigsten Blüten, wenn etwa eine Verbrecherbande mit dämonischen Masken offenerherzig all ihre Vergehen gesteht.

Die gerechte Richterin verzweifelt an der Schändlichkeit ihres Publikums derart, dass nicht mal ein Richtspruch, sondern nur ihre Tränen bleiben. Die Szene ist als verzweifelter Versuch zu lesen, der Krise Herr und aus ihr schlau zu werden.

Auch wenn Gomes oft tief ins Fantastische abdriftet, basieren all seine Geschichten auf wahren Begebenheiten. Etwa der Selbstmord eines Ehepaars in einem ärmlichen Vorort von Lissabon,

mit dem der Besitzerwechsel eines überdurchschnittlich charmanten Hundes einherging. Gefilmt wurde die Szene tatsächlich im Hochhaus, in welchem das Paar gewohnt hatte. Doch auch hier sind das Bestechende die kleinen Details, die das Haus ausmachen und die Gomes fast

Die Filmproduktion wurde zur wichtigen Arbeitgeberin.

unterverkauft: der Durchzug zwischen den Wohnungen D und E; die Zwangsräumung von 8 F etc. Von diesen poetischen Alltäglichkeiten könnte der Film mehr gebrauchen.

Zu viel Fiktion

Stattdessen lernen wir im letzten Part viel von der Märchenkönigin, die des Erzählens müde wird. Sie bricht aus, macht Ferien auf dem fiktiven Archipel Bagdad, treibt sich mit Landstreichern herum und findet schliesslich im Gespräch mit ihrem Vater wieder Kraft, weiterzumachen. Und so erzählt sie uns noch die Geschichte der Vogelfänger aus einem anderen Vorort Lissabons. Statt in der Krise eine Revolte anzuzetteln, hegen und pflegen die arbeitslosen Herren ihre Buchfinken. Ein eskapistisches, sensibles Hobby, das sie von der Gnadenlosigkeit der Realität ablenkt wie Scheherazades Geschichten ihren Ehemann von seiner kuriosen Angewohnheit, Jungfrauen zu töten. Solange die Vögel singen, ist alles in Ordnung. «Und Scheherazade verstummt bei Anbruch des Tages.» Noch hat sie längst nicht 1001 Geschichten erzählt. Ob es eine Fortsetzung des Projekts geben wird, lässt Produzent Urbano offen. Man wolle Scheherazade nicht für Portugal monopolisieren. Sie gehöre uns allen – genauso wie die Krise.

Gomes' Trilogie ist absolut sehenswert, vor allem dann, wenn er nicht krampfhaft versucht, lustig oder unkonventionell zu sein. Die Längen dazwischen nimmt man in Kauf. Immerhin werden dabei schöne Kostüme getragen. ♦

«1001 Nacht» – Die Trilogie von Miguel Gomes ist im Kino Riffraff zu sehen. Gewinne Tickets: Mail an redaktion@medienverein.ch, Betreff «1001 Nacht».

Handyhüllen sind des Teufels — Sie haben Ohren, kokettieren mit einem ironischen Leopardmuster oder tun so, als wären sie ein Aquarium mit Glitzerwasser. Genauso, wie man Kleinkinder in Hasenohrenplüschkostüme steckt, damit sie noch putziger aussehen, packen gewisse Leute ihr Smartphone in eine Plastikhülle. Aber Kleider machen leider nur Leute, keine Handys. Jahrelange Forschung an edelsten Materialien und Mikrotechnologie für nichts, denn am hauchdünnen Luxusstreicheltelefon klebt eine billige Plastikhülle. Das teure, schlichte Designprodukt verkommt zur Plattform für Pseudoindividualität made in China, die jeden guten Geschmack beleidigt. Für 3.50 Franken kauft sich jeder Idiot ein Retro-Kassetten-Cover für sein Telefon. Was etwa so kreativ ist wie ein Ramones-Shirt bei einem 35-jährigen Kreis-4-Papi. Hauptsache, man tut so, als wäre man einmalig; schliesslich ist die Handyhülle auch das einzige Unterscheidungsmerkmal eines Smombies (Jugendwort des Jahres 2015, kurz für Smartphone-Zombie). Und dabei ist der Schutz ja meist nur eine Ausrede, die so billig ist wie die Hülle selbst. Eine Worthülse sozusagen, denn eigentlich wünscht man sich ja insgeheim, dass das Display nach spätestens zwei Jahren zersplittert und man einen Grund hat, für die neuste Version Schlange zu stehen. Ehrlicher wäre es, sich eine Glaschutzversicherung zu kaufen. Aber dann müsste man ja einen Charakter haben, den man statt der lustigen Hülle zur Schau stellen könnte.

Michael Kuratli

Wir verteuflern, was wir hassen,
und schreiben es zur Hölle.



Von Müttern und Diven

Ada, die ehemalige und allseits beliebte Lateinlehrerin, liegt im Sterben. Sie selbst ahnt davon allerdings nichts – ihre Kinder Margherita und Giovanni schon. Während Giovanni seinen Job kündigt, um sich nur noch um seine Mutter zu kümmern, muss sich Margherita als Regisseurin mit ihrem neusten Filmprojekt beweisen. Und als wäre das Thema ihres Films – Entlassungen und Arbeiterstreiks in einer Fabrik – nicht schon herausfordernd genug, muss sie auch noch die Launen des aus Amerika eingeflogenen Hauptdarstellers (gespielt von John Turturro) aushalten. Zwischen Filmset, Spital und einer pubertierenden Tochter versucht Margherita, die Fäden in ihrem Leben in der Hand zu behalten.

Die Szenen mit überforderten Assistenten und dem divenhaften Schauspieler am Set brechen den melancholischen Grundton des Films, ohne ihn ganz zu vertreiben. Es ist vor allem Nanni Morrettis Gespür für Situationskomik zu verdanken, dass der Film nicht zu einem Trauerspiel wird. Besonders beeindruckt dabei Margherita Buy als Margherita: Authentisch spielt sie die überforderte Mutter eines Teenagers, die verzweifelte Tochter, die um Anerkennung kämpfende Regisseurin.

Morettis preisgekrönte Tragikomödie trifft einen wunden Punkt: Wie reagiere ich, wenn «mia madre», meine Mutter, im Sterben liegt? Das eigene Leben hintanstellen, wie Giovanni es macht? Oder eher den Weg von Margherita einschlagen und versuchen, alles unter einen Hut zu bringen und niemandem seinen Kummer zu offenbaren? Was «Mia Madre» ausmacht, ist, dass der Film nicht moralisiert. Ehrlich und echt zeigt er die Beziehungen zwischen Mutter, Tochter und Enkelin. So mischen sich am Ende die Tränen und das Lachen – wie es sich für eine gelungene Tragikomödie gehört. [ann]

«Mia Madre». Regie: Nanni Morretti.
Mit: Nanni Morretti, Margherita Buy, John Turturro. Frenetic 2015. 106 Minuten.
Kinostart: 17.12.

Die ZS verlost 3x2 Tickets!
Mail an redaktion@medienverein.ch





Orientierungsloser Wüstenritt

«Satire ist, wenn der Komiker das, was er sagt, ernster meint, als es ist – während es das Publikum lustiger findet, als es ist», beginnt Andreas Thiel nach der Pause. Thiel ist Satiriker oder Humorist, wie er sich abwechselnd selbst beschreibt. Er macht also Satire oder Humor. Oder Satire und Humor. Ziel seines neuen Programms soll jedenfalls sein, uns zu erklären, was diese Begriffe bedeuten.

Und dies tut er keineswegs mittels einer einschläfernden Theorievorlesung. Geschliffene Sätze und treffende Metaphern lassen seine bemerkenswerte Beobachtungsgabe für Details und seine Freude an der Sprache immer wieder durchschimmern: «Die Satire ist der Fussabdruck der Ohnmächtigen auf dem Hosensboden der Mächtigen.» Die raffinierten Wortspiele und seine spitze Zunge zeichnen ihn aus und bieten von Beginn an Wiedererkennungswert.

Allerdings sind solche poetischen Einlagen spärlicher gesät als erhofft. Obwohl Thiel zu Beginn erklärt, dass es ihm als Satiriker egal sei, ob seine Zuschauerinnen und Zuschauer regelmässig lachen oder schweigen, scheint das Gegenteil der Fall zu sein. Als nähme er Rücksicht auf ein primitives Publikum, wirft er immer wieder mit plumpen, abgedroschenen Pointen um sich und erntet dafür frenetischen Jubel: «Sagt ein Priester zum Ministranten: In dir steckt ein guter Christ.» Noch mitten im Satz kreischt es durch den Saal: «Hahaha, oh mein Gott, wäh, den kenn ich.» Tosender Applaus.

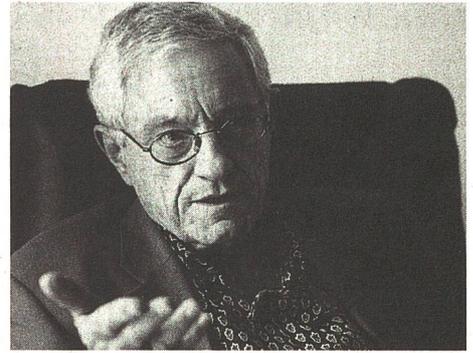
Klar, für solche Zuhörer kann Thiel nichts, ausser, dass er sie voll auf ihre Kosten kommen lässt und sie deshalb wohl mit Entourage wiederkommen werden. Ganz anders die Situation bei den etlichen unscheinbaren, fein gesponnenen Pointen: Zeit zum Fallen wird dem Groschen leider kaum gegeben. Zügig gehts im Text voran, sodass beim darauffolgenden Brül-

ler die kurz gerunzelte Stirn wieder entspannt werden kann. Das gesamte Stück wird von zwei Themen dominiert: Religion und Politik. Nachdem sich Thiel mit seinem Weltwoche-Artikel über den Koran bei Musliminnen und Muslimen mehr als unbeliebt gemacht hat, bekommen diese auch in der Vorstellung – zusammen mit Christen, Buddhisten und Hindus – nochmals ordentlich ihr Fett ab.

Zweiter Programmpunkt sind Spötteleien über Politiker, insbesondere die Sozialdemokraten. Dass Satire nicht nur gegen rechts poltert, ist an sich nichts Schlechtes, im Gegenteil. Doch die Einseitigkeit und fehlende Selbstironie machen die Sprüche vorhersehbar und etwas langweilig. Da nützt auch die sich ständig einmischende Doris Leuthard (ebenfals von Thiel gespielt) nichts. Regelmässig wehrt sie sich gegen die rechtspolitischen Schenkelklopfer Thiels. Doch anstatt sich selbst hin und wieder geschlagen zu geben, kontert Thiel dann jedesmal mit einer zwar nicht fundierten, doch umso schlagfertigeren Antwort, lässt die Bundesrätin unterlegen verstummen und jegliche Hoffnung auf etwas Selbstironie seinerseits im Keim ersticken.

Thiel umschreibt seine manchmal sehr gewagte Satire als «Ausritt in des Teufels Hintern». Weil ein klar erkennbarer roter Faden fehlt, wirkt die Show doch mehrheitlich wie ein orientierungsloser Wüstenritt auf dem Rücken der Linken und Gläubigen. Es bleibt ihm zu wünschen, dass dies sein Publikum lustiger findet, als es ist. [ban]

Andreas Thiel: «Der Humor». Theater am Hechtplatz. Nächste Vorstellungen: 27.-29.11., 2.-3./5.-6./9.-13./16.-20.12.



Psyche des Terrors

Das Büchlein «Wider den Terrorismus» des kürzlich verstorbenen Psychoanalytikers und Autors Arno Gruen ist ein Essay, und ein solcher muss zwangsläufig vereinfachen. Vielleicht ist es dieser Tatsache geschuldet, dass Gruens psychologische Kulturkritik manchmal etwas gar pessimistisch klingt, etwa wenn er die Empathie als einzig mögliche Rettung der Menschheit preist und anfügt: «Die Zeit drängt.» Dieses Pathos ist gewöhnungsbedürftig, aber Gruens Analyse der Psyche des Terrors verdient durchaus Beachtung und hat gerade durch die Anschläge in Paris eine neue Aktualität erhalten.

Die Grundthese des Buchs ist unmissverständlich: Nach Gruen sind es nicht die ideologischen oder religiösen Überzeugungen der Terroristen, die grundlegend für ihre Gewalt sind und deshalb bekämpft werden müssen, sondern es sind psychologische Gründe. Gruen attestiert allen modernen Kulturen eine Verdrängung von Empathie und Schmerzempfinden; diese Gefühle würden als Schwäche abgetan. Sehr viele Menschen würden dazu erzogen, die eigene Bedürftigkeit und den eigenen Schmerz abzuspalten und ein hartes, «männliches» Selbst auszubilden, um in einer von Wettbewerb und Konkurrenz bestimmten Welt bestehen zu können. Gleichzeitig würden durch die Globalisierung und die westliche Vergötterung des Wirtschaftswachstums «ganze Bevölkerungsgruppen ausgegrenzt von Wohlstand und dem Gefühl, einen Platz in der menschlichen Gesellschaft zu haben.» Aus diesen persönlichen sowie globalen Verdrängungen gehen beziehungsunfähige Menschen hervor, die sich danach sehnen, ihre labile Persönlichkeit durch die klaren Strukturen einer Ideologie zu stärken und ihre Wut und Verzweiflung in destruktive Gewalt umzusetzen. Sie sind die idealen Opfer und Anhänger für radikale Prediger und terroristische Organisationen.

Arno Gruen ist im vergangenen Oktober im Alter von 92 Jahren gestorben. [tru]

Arno Gruen, «Wider den Terrorismus». Klett-Cotta 2015.



«At Starbucks I order under the name Godot. Then leave.» @NeinQuarterly

Blog und Buch

Wird das Eine durch das Andere ersetzt? Ein Blick in den literarischen Dschungel des Internets.

Juliana Maric (Text) und Sina Jenny (Bild)

Lesen wir noch oder starren wir bloss? Bücher gehören der Vergangenheit an, heisst es. Auch wenn wir es nicht wahrhaben wollen, so scheint es sich täglich zu bewahrheiten. Smombies (Smartphone-Zombies) suchen Trams, Schulen und Familienfeiern heim. Aber was spielt sich eigentlich auf unseren Smartphones, Tablets und Laptops ab?

Neben Candy Crush und Minecraft gibt es zahlreiche News- und Magazin-Apps, die bilden und inspirieren sollen. Das Internet mit seinen kostenlosen Romanen und kunstvollen Blogs wird immer stärker und der Buchhandel schwächer. Seit 2007 wurden 15% weniger Bücher verkauft, wie der Marktreport 2014 des Schweizer Buchhändler- und Verlegerverbandes zeigt. Die Nutzung von Social-Media-Kanälen steigt stetig an, und genau dort lassen sich überraschenderweise wahre literarische Schätze finden. Florian

Kessler vom Hanser-Verlag aus München meint: «In den besten Augenblicken sind Blogs, Netzfeuilletons, Twitter, Facebook etc. so etwas wie eine dynamische, allen offene Literaturzeitschrift mit angehängter geschwätziger Literaturbetriebs-Gerüchteküche.» Das findet er gut. Eröffnen wir das Geschwätz!

Zeitgeist

Der Amerikaner Eric Jarosinski war Professor für deutsche Literatur und Philosophie an der University of Pennsylvania. Er war unglücklich im Akademiker-Dasein, also begann er seine «utopischen Negationen» in einer Mischung aus Deutsch und Englisch auf Twitter zu posten. Mit

NeinQuarterly bewegt sich jenseits der positiven Parolen.

seinen kurzen, philosophischen Beiträgen bewegt er sich jenseits vom Trend der ewig positiven Parolen, die einem signalisieren, nie gut genug zu sein. Sein unverwechselbarer Ton wurde rasch zum Phänomen. Heute folgen NeinQuarterly über 100'000 Menschen aus der ganzen Welt, seine «Ideologie des Alltags» erscheint in der «Zeit», und im Herbst dieses Jahres veröffentlichte der Berufs-Twitterer seine Aphorismen im Buch «Nein. Ein Manifest». Momentan ist er schon auf seiner zweiten internationalen Lesetour. Jarosinski schaffte als Mittvierziger den Sprung vom unglücklichen Assistenzprofessor zum gefeierten Zeitgeist-Phänomen.

«dj eldest immigrant daughter»

Warsan Shire wurde nicht über Twitter bekannt, auch wenn sie dort mit ihrem lyrischen Talent tausende von Followern beglückt. Die 26-Jährige hat somalische Eltern, wurde in Kenia geboren und wuchs in London auf. Das Leben zwischen den Kulturen spürt man in ihren Texten – immer wieder ist die Rede von der Suche nach Heimat und deren Definition. Mit dieser Wurzellosigkeit spricht sie wohl Vielen aus dem Herzen, die sich weder mit der Kultur ihrer Eltern noch mit der ihres Wohnortes gänzlich identifizieren können. Shire ging den konventionellen Weg, wenn man so will. Sie gewann mit

16 einen internationalen Poetry Slam, studierte Kreatives Schreiben und gab Lesungen ihrer Gedichte auf der ganzen Welt. Ihre Werke wurden in verschiedensten Magazinen veröffentlicht. 2011 erschien ihr erstes Buch «Teaching My Mother How to Give Birth», eine Sammlung einiger ihrer einfühlsamen Gedichte über Sex, Krieg und Identität.

Sie gewann zahlreiche Preise. Derzeit gibt sie Poesie-Workshops für traumatisierte Menschen und arbeitet als Redakteurin bei «Spook», einem australischen Literaturmagazin.

Das Leben ist ein Yonnihof

Ein Schweizer Pendant lässt sich auf Facebook finden. Yonni Meier studierte Psychologie und arbeitete in der Forschung. Dann schuf sie ihren Facebook-Blog Pony M. und erntet jetzt

mit ihren Kommentaren zu aktuellen Themen regelmässig tausende von Likes. «Das reichte, um einige Medienhäuser auf mich aufmerksam zu machen», sagt Meier. So erhielt sie die Gelegenheit, ihren Blog Yonnihof bei «watson» weiterzuführen und veröffentlicht seit Mai letzten Jahres ihre Texte bei der «Huffington Post» Deutschland.

«Ich lebe seit 2014 ausschliesslich vom Schreiben.» Diesen Sommer begann sie ausserdem, als Stand-Up-Comedian aufzutreten, und gerade erschien ihr zweites Buch «Meh Liebi». «Ich genieße meine Arbeit sehr.

Ich bin wirklich ein Glückspilz.» Überraschenderweise gibt Meier ihre Bücher selber heraus, das sei um ein Vielfaches lukrativer. «Es standen Angebote von Verlagen im Raum, die waren für mich aber allesamt inakzeptabel, weil ich nicht auf Publicity angewiesen bin. Ich erreiche meine Leser über Facebook.» Doch bei allen Vorteilen der Online-Welt findet Yonni Meier immer noch: «Ein Buch ersetzt nichts.»

«Eines Tages, Baby»

In Deutschland liess sich ein anderes Phänomen beobachten. Mit einem YouTube-Video sorgte Julia Engelmann An-

fang 2014 für Aufmerksamkeit. Im Video rezitiert die Slam-Poetin den populären «Reckoning Song» von Asaf Avidan und benutzt die auf Deutsch übersetzten Zeilen «Eines Tages, Baby» als Aufhänger. Ihr Text über Wünsche, Träume und versagte Gelegenheiten trifft den Nerv der Zeit. Sie spricht einer Generation aus dem Herzen, die zwar alle Möglichkeiten hätte und weiss, was es heisst, ein vollkommenes, glückliches Leben zu führen, aber aus irgendwelchen Gründen an der Umsetzung scheitert. Ihr zweites Buch «Wir können alles sein, Baby» erschien diesen Oktober.

Bye bye, Buch

All diese Talente haben zwei Dinge gemeinsam: eine riesige Online-Präsenz und mindestens ein veröffentlichtes Werk. Bei den einen kam das Buch vor dem Blog, bei den anderen musste erst der Twitter-Account, die Facebook-Seite oder das YouTube-Video ein Buchprojekt ins Leben rufen. Aber wie wichtig ist es in unserer digitalisierten Welt noch, seinen Namen auf einen Stapel Papier gedruckt zu sehen? Leider hält sich das veraltete Stigma hartnäckig, man habe es erst «geschafft», wenn man einen Verlag im Rücken hat. Vielleicht sind es der nostalgische Wert eines gebundenen Buchs und gleichzeitig das riesige Datenmeer des Internets, die diese Auffassung nähren.

Doch ohne die Leichtigkeit, sich online nach Belieben und ohne Rezension

Yonni Meier: «Ein Buch ersetzt nichts.»

künstlerisch auszudrücken, wäre die Welt um einige einzigartige Werke ärmer. Es ist an der Zeit, einen neuen Respekt für qualitativ hochwertige Online-Werke zu entwickeln. Lassen wir die Vergangenheit hinter uns! ♦

Biederer Tänzchen

Bürgerlich oder bezaubernd? Seit über hundert Jahren scheiden sich die Geister am Polyball.

Oliver Camenzind



Als der Mann noch Ernährer war: Polyball 1957.

Der Polyball ist ebenso elitär wie die ETH selbst. Das behaupten zumindest die Kritiker. Schon 1968 bezeichneten die Vereine der Architekten und Bauingenieure den Ball als dekadente, unzeitgemässe Veranstaltung. Die Studierenden von heute seien nicht alle «Exponenten einer begüterten Schicht», sondern auch Wesen mit einem politischensxER Bewusstsein – «zum Beispiel für die Probleme der Dritten Welt». Auch der VSETH kritisierte in den 70er Jahren den Ball als «reaktionär» und forderte mehrere Male dessen Abschaffung. Erfolglos.

Am 28. November, einen Tag nach Erscheinen dieser Zeitung, findet der Polyball zum 118. Mal statt. Eine Gelegenheit, um sich richtig schick herauszuputzen. Der Aufwand der tausenden Gäste ist gross: Es gilt Tanz-Crashkurse zu besuchen, den Vater nach der Golduhr zu fragen, den richtigen Puder und passende Schuhe zu finden. Gibt man schon

60 Franken (mit Legi) für ein Billet aus, so soll es sich auch lohnen. Denn nicht zuletzt besteht auch die Hoffnung, die eine oder andere Bekanntschaft zu machen – da soll es nicht am Aufzug scheitern.

Meisterleistung von Freiwilligen

Bedeutend weniger glamourös sind die Anstrengungen des Organisationskomitees. Der Polyball ist der grösste dekorierte Ball Europas und verzeichnet einen Jahresumsatz im sechsstelligen Bereich. Mit Unmengen an bemaltem Papier, Dutzenden Lichteinheiten und speziell errichteten Bühnen wird das ETH-Hauptgebäude in einen Festtempel verwandelt. In zwanzig Räumen kann man sich vergnügen: Es gibt ein Casino, ein Kino und eine Tombola, die mit dem Gewinn eines Honda oder eines Designersofas lockt.

Verantwortlich für all dies ist die KOSTA, die Kommission für studentische Anlässe. Die Stiftung setzt sich

ausschliesslich aus Studierenden und Alumni der ETH und der Universität zusammen. Das Kernteam, bestehend aus rund zwanzig Mitgliedern, arbeitet ehrenamtlich. In der heissen Phase vor dem Ball erhält die KOSTA Unterstützung von weiteren Helferinnen und Helfern. Diese bekommen dafür eine Gratis-Eintrittskarte. In Anbetracht dessen, dass der Polyball von Freiwilligen zustande gebracht wird, kommt er einer organisatorischen Meisterleistung gleich. Nur das Gastronomiekonzept, das Sicherheitspersonal und die Veranstaltungstechnik werden extern eingekauft.

Zusätzlich leistet sich die KOSTA während der intensiven Zeit ein Sekretariat, das aber nur für einige Wochen angestellt und bezahlt ist. Danach bleibt nur wenig Geld übrig, welches die Stiftung braucht, um ihren Betrieb bis zum nächsten Jahr zu finanzieren. Der Vorrat ist aber auch wichtig, um allfällige Notsituationen zu überbrücken. Um beispielsweise zu verhindern, dass der Ball abgesagt werden muss, wie dies 1976 der Fall war.

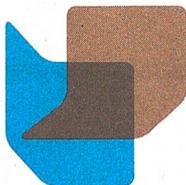
Soziokulturelle Bedeutung

In Zeiten des Nachtseminars im Club Plaza und all der anderen Studierendenpartys steht der Polyball als Sondererscheinung da. Es scheint nicht verfehlt, ihn als Anachronismus zu bezeichnen. Auch die biederer Bilder der Vorjahre unterstützen diesen Eindruck. Aber egal, wie sehr der Ball belächelt oder kritisiert wird: Er hält sich hartnäckig. 2006 wurde ihm sogar ein Buch gewidmet. Darin wird er als «die wichtigste Tanzveranstaltung für Studierende in der Schweiz» gelobt – und es wird ihm gar eine «soziokulturelle Bedeutung» beigemessen. ◇

 **Oliver tanzt mit!**
Bilder und Bericht auf zs-online.ch

ZB

Zentralbibliothek
Zürich



Ihre
Universitäts-
bibliothek.

www.zb.uzh.ch

GELESEN

«Wenn die Rente nicht zum Leben reicht»

GELESEN

«24000 Franken Studienkosten - wer zahlt's?»

5 Wochen lesen für nur CHF 20.-
studi.tagesanzeiger.ch

Zwei Beiträge aus dem Tages-Anzeiger.
Gedruckt, online, als App und in unserer Vielfalt an Blogs.

Du bist, was du liest.

Tages-Anzeiger



digitec.ch

3 unserer besten Angebote

Filialen in Basel, Bern, Dietikon, Kriens, Lausanne, St. Gallen, Winterthur, Wohlen und Zürich
Onlineshop unter www.digitec.ch – digitec@digitec.ch – Gratis Lieferung in die ganze Schweiz



1149.– statt zuvor 1349.–

Microsoft Surface Pro 3

Tablet und Laptop in Einem –
Leistungsfähig wie ein Laptop,
aber leicht und mobil wie ein
Tablet.

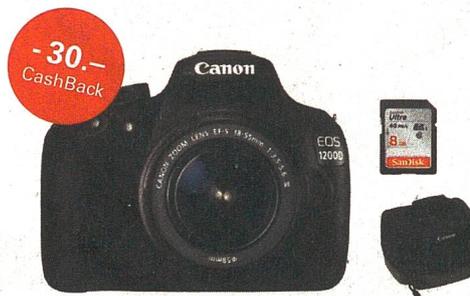
- 12"-Full-HD-Touchscreen, 2160x1440 Pixel
 - Intel Core i5-4300U, 1.9–2.9GHz • 8GB RAM
 - 256GB SSD • Intel HD 4400 Grafik • USB 3.0, Mini-DisplayPort • Inkl. Surface Stift • Type Cover optional erhältlich • Windows 10 Pro
- Artikel 5336608



199.–
HP Z23i 23"

Faszinierende Bildgenauigkeit zum Toppreis!

- 16:9-AH-IPS-Panel, 1920x1080 Pixel, 250cd/m² • 8ms Reaktionszeit
- Stat. Kontrast 1000:1 • DVI, VGA, DisplayPort • Dreh-, neig- und höhenverstellbar, Pivot-Funktion Artikel 2480332



339.– abzgl. 30.– CashBack
Canon EOS 1200D
18–55mm DC Kit

Steig ein in die Welt der Fotografie: Preisgünstige Einsteiger-Spiegelreflexkamera mit hoher Bildschärfe und einfacher Bedienung.

Artikel 4679879